



Wir kommentieren

das Geburtenregelungsprogramm in Chile: Das demographische Problem – Moralprofessor nimmt positiv Stellung – Würde der familiären Intimität – Nur eine Frage der technischen Methode? – Hohe Sterblichkeit der Mütter – Folgen der Abtreibungen – Risiko des Programms – «Fehlschlag Japan» – Die Kirche will in christlichem Geist helfen.

die Integrierung der Isolierten: Kann die soziale Diskriminierung überwunden werden? – Isolierung, eine Auswirkung der Sozialkontrolle – Soziale Aufgabe des Seelsorgers – Amt und Menschlichkeit – Gefahr für den Seelsorger, die Rollen zu vertauschen – Aktivierung der Pfarrgemeinde – Zeugnis für das hohe Gut der Treue – Schutzfunktion der Sozialkontrolle – Ihr Modell ist der Dynamik der Zeit unterworfen.

Christliches Leben

Gelassenheit: Zwei Arten des Denkens – Abgestumpfteit? – Intensives Leben – Gelassenheit zu den Dingen – Offenheit für das Geheimnis – Nähe zum Geschöpflichen und zum Absoluten – Das Sprechen Christi – Sieben Worte des sterbenden Erlösers – Wir leben in einer existentiellen Unwissenheit – Sich helfen lassen – Das Kreuz des Menschseins – Wo ist Christus?

Philosophie

Natur und Geist: Zum Andenken an H. Conrad-Martius – Ontologische Durchleuchtung der Vorbedingungen zum konkreten Dasein – Transphysische Seinsbereiche und Dynamismen – Selbstaufbau der Natur – Ursprungselbst, Wesenselechie, Wesensstoff – Der Grund für das «Selber-Können des eigenen Seins» – Die

lebendigen Organismen: Pflanze, Tier, Mensch – Drei Bereiche des Seelenselbst – Parallelen mit den ontologischen Dynamismen der östlichen Mystik.

Naturwissenschaft

Die exaktwissenschaftliche Methode an der Grenze? Die getrennten Brüder – Humanismus und Technik in ihrem gemeinsamen Ursprung – Öffnung der Naturwissenschaft zum Numinosen? – Die Heisenbergsche Unschärferelation – Die positivistische Forderung und ihre Schwächen – Die «fatale» Einsicht auf Grund des Gödelschen Theorems – Bestürzung über den Rückschlag – Der Ring der Exaktheit aufgebrochen wie der Mensch selbst.

Bücher

Christen und Juden

Das Programm der Geburtenregelung in Chile

Im Kampf gegen die Abtreibungen

Seit einigen Monaten läßt die chilenische Regierung im ganzen Land einen Aufklärungsfeldzug zur Geburtenregelung durchführen. Angesichts der Erwartungen, die man generell in das Entwicklungsprogramm der Regierung Eduardo Frei setzt, ist auch der Erfolg dieser Initiative von großer Bedeutung. Was aber sagt die Kirche zu diesem Feldzug?

Eine profilierte Stellungnahme

Zu dieser Frage äußerte sich kürzlich der Moralprofessor an der Katholischen Universität von Santiago de Chile, P. Juan de Castro, der in diesen Fragen als kirchlicher Fachexperte gilt. Er erklärte sich grundsätzlich mit dem Geburtenregelungsprogramm des nationalen Gesundheitsdienstes (SNS) einverstanden, hatte aber einige Bedenken über die Methoden im konkreten Vorgehen anzumelden.

P. Juan de Castro erklärte: «Das demographische Problem existiert in unserem Lande, und das Interesse der staatlichen Organisationen an einer gründlichen Lösung ist berechtigt; aber man darf nicht nur mit technischen Methoden vorgehen, sondern muß gleichzeitig humanisierend wirken. Ein Wandel in der Mentalität muß geschaffen werden, der zur verantwortlichen Elternschaft hinführt. Die Kirche trachtet danach, die

Ehe zu stärken. Aber sie versteht und anerkennt, daß die Katholiken die Situation ihres Landes berücksichtigen müssen, deshalb eine Hilfe zur Regelung der Geburten nötig ist, daß aber andererseits keine staatliche Kontrolle oder Planung in Frage kommt. Geplante Fortpflanzung kann nur für das Vieh in Erwägung gezogen werden. Die Geburtenregelung kann bis zum Gebrauch von ärztlich genehmigten Empfängnisverhütungsmitteln führen. Doch die Initiative hat von der Person auszugehen, darf also nicht von anderer Seite her aufgezwungen werden. Das Konzil und der Papst haben sich dieses weltweiten Problems angenommen, wenn auch noch keine definitive Stellungnahme über dieses heikle Thema vorliegt. Die chilenische katholische Kirche wird ab März 1967 in Synoden die diesbezüglichen Äußerungen des Konzils in die für unsere Nation notwendigen Weisungen übersetzen und bekanntgeben. Das kann möglicherweise bedeuten, daß wir am Vorabend einer Erneuerung der Kirche stehen. Ich glaube, daß das Programm des nationalen Gesundheitsdienstes gut und human ist. Andererseits fehlt es aber an genügend geschultem Personal, das über die Materie genau im Bilde ist. Man gewinnt den Eindruck, daß das, was man in den Polikliniken unternimmt, weder bildet noch erzieht. Es muß eine klare Auffassung über die Werte geformt werden, die mit auf dem Spiele stehen!»

Unterentwicklung und Abtreibungen

Die Weltbevölkerung nimmt jährlich um 2,1 Prozent zu. Dabei ist die Geburtenziffer in den unterentwickelten Ländern

höher. Lateinamerika steht mit 2,8 Prozent an der Spitze. Chile hatte in den letzten sechs Jahren eine Geburtenrate von 32,9 Promille, während die Sterbefälle auf 11,1 Promille zurückgingen. In den letzten zehn Jahren hat sich trotz moderner Medizin die relativ hohe Sterblichkeitsziffer von 2,9 Promille bei Müttern und 105,3 Promille bei Säuglingen konstant gehalten. Schuld an dieser Tatsache sind vor allem die heimlichen Abtreibungen, aber auch die untermenschlichen Lebensbedingungen der ärmsten Volksschichten, die wiederum den Alkoholismus begünstigen.

Umfragen enthüllten, daß auf zwei Geburten mindestens eine Abtreibung kommt. Der bekannte chilenische Jesuitenpater *Hernán Larrain Acuna*, Herausgeber der Monatszeitschrift «Mensaje», erklärte im November vergangenen Jahres auf einer Pressekonferenz: «Man sagt, daß 95 Prozent der Bevölkerung Chiles katholisch seien. Doch die 130 000 Abtreibungen pro Jahr beweisen, daß die Gesetze Gottes und der Kirche in dieser Hinsicht nicht beachtet werden ...» Etwa 20 Prozent der Krankenhausbetten für werdende Mütter sind von Patientinnen belegt, die an den Folgen von Abtreibungen leiden. Zwei Fünftel aller Todesfälle von Müttern werden auf Abtreibungen zurückgeführt. Vor kurzem waren allein 184 000 Betten mit Frauen belegt, die es mit einer Abtreibung «probiert» und dabei schwere Komplikationen herbeigeführt hatten. Die Kosten für solche Fälle beliefen sich auf mehr als eine Million Dollar. Die Abtreibung hängt auch mit der allgemeinen Unterentwicklung des Landes in den meisten Zonen zusammen; ihre Kontrolle ist daher eng verknüpft mit dem Entwicklungsprogramm für die ganze Nation. «Die Abtreibung ist eine gänzlich ungeeignete Lösung der sozial-wirtschaftlichen Realitäten unseres Landes, der Familie und der Gemeinschaft», schrieb dazu die Tageszeitung «Las últimas Noticias».

Der Aufklärungsfeldzug

Der nationale Gesundheitsdienst führt im ganzen Land einen Aufklärungsfeldzug zur Geburtenregelung durch. Diese Aktion hat vor allem das Ziel, eine Verringerung der Sterblichkeitsziffern bei Mutter und Kind zu erreichen und zum sozial-wirtschaftlichen wie auch sanitären Wohlstand der Familie beizusteuern. Das Gewissen der Eheleute und die Würde der familiären Intimität werden dabei respektiert. Im zweiten Halbjahr 1965 besuchten 15 094 Personen die staatlichen Beratungsstellen – was 45 822 Sprechstunden gleichkommt – zwecks Empfängnisverhütung. In 56 Prozent der Fälle schrieb man intrauterine Verhütungsmittel vor und bei 28,4 Prozent «anovulatorios orales». Der «Servicio Nacional de Salud» hat eine bebilderte Fibel verbreitet, in der die Frauen ersucht werden, in Krankenhäusern und Entbindungsheimen Infor-

Integrierung der Isolierten

Zur sozialen Rolle des Seelsorgers

Wie kann die soziale Diskriminierung in der Kirche überwunden werden? Diese Frage stand hinter den Ausführungen, mit denen in der letzten Nummer H. Z. als Sozialfürsorgerin verdienstlicher Weise das Los der geschiedenen, alleinstehenden Frau ins Blickfeld gerückt hat.

Sie wurde auch deutlich ausgesprochen, als kürzlich am vierten Ökumenischen Wochenende für evangelische und katholische Akademiker der deutschen Schweiz in Zürich das Problem der Mischehe aus seelsorglicher Sicht behandelt wurde. Während aber für das Mischehenproblem soziologische Untersuchungen noch kaum zur Verfügung stehen, kann dies hinsichtlich der Stellung der geschiedenen Frau nicht gleichermaßen behauptet werden.

mation über die Gefahren der Abtreibung einzuholen. Gleichzeitig weist man auf die Mittel hin, die die medizinische Wissenschaft ihnen zur Verfügung stellt, um unerwünschte Kinder zu verhindern und den Eltern jene Zahl von Kindern zu ermöglichen, denen sie Ernährung und Erziehung garantieren können. Das in Chile eingeführte Geburtenregelungsprogramm wird von Experten als eines der geeignetsten und vollständigsten von Lateinamerika betrachtet.

Das Risiko

P. Juan de Castro führte weiter aus: «Das Problem ist schwierig und muß in seinem ganzen Umfang angegangen werden, selbst unter dem Risiko von so schwerwiegenden Folgen wie jenen, die man auszumerzen wünscht. Der Gebrauch der Wissenschaft und Technik im Leben ist nützlich; aber sie können auch die Liebe und das Glück der Ehe aufreiben und zerstören. Die Aktion für die Geburtenregelung muß sich auf den Menschen ausrichten und auf die moralischen Werte, die der Auffassung von der christlichen Anthropologie entsprechen. Die Kirche vertritt den Standpunkt, daß man zur Lösung des Bevölkerungsproblems nach einem gemeinsamen, integralen und realistischen Plan vorangehen müsse, in dem die Erkenntnisse der Wissenschaft, die Wahrung der moralischen Werte und des spezifisch Menschlichen möglichst reibungslos vereint sind.» Hinsichtlich des einzugehenden Risikos bemerkte de Castro, das eine Risiko müsse auf jeden Fall vermieden werden, das in einer einseitigen Sicht des Problems seine Ursache habe, wie es in Japan, Schweden und Costa Rica der Fall gewesen sei.

Tatsächlich ist der «Fall Japan» ein Fehlschlag. Man begann vor zehn Jahren mit der Geburtenkontrolle. 1955 belief sich die Zahl der Abtreibungen auf eine Million; jetzt ist sie fast auf sechs Millionen angestiegen. Es gelang, den Geburtenindex von 23 Prozent auf 4,5 Prozent herabzudrücken, jetzt sieht man sich aber dem Dilemma gegenüber, daß die Arbeitskräfte nicht mehr reichen, um das schwindelerregende Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung aufrechtzuerhalten. Die Regierung ist derart besorgt, daß man erwägt, den Plan der Empfängnisverhütung rückgängig zu machen. Auch auf soziologischem Sektor muß Japan einer gefährlichen Situation steuern: nach und nach verwandelt es sich in ein Land von alten Leuten.

Zum Schluß bemerkte de Castro, die Kirche wolle aus negativen Beispielen keine verallgemeinernden Schlüsse ziehen. Sie behaupte auch nicht, in dieser Frage die letzte Antwort zu besitzen: sie gibt für Katholiken und Menschen guten Willens Orientierungen, die am Evangelium ausgerichtet sind. Sie interessiert sich für das Problem, weil es die ganze Menschheit berührt, und sie fühlt sich herausgefordert, wenn eine Unternehmung zu entmenslichen droht. «Das demographische Problem in Chile existiert, und die Kirche will es in christlichem Geist lösen helfen.» *Ewald Wünschel, Estella*

Die Ergebnisse der Umfrage der Schweizerischen Arbeitsgruppe «Planung in der Sozialen Arbeit» decken sich mit denen ausländischer Enquêtes, ja man wird sagen dürfen, daß die hier erwähnten Tatsachen schon vielen unserer Mitmenschen bewußt sind, und daß mindestens jeder, der mit offenen Augen das gesellschaftliche Leben verfolgt, die schwierige Lage dieser Frauen keineswegs verkennt. Um so befremdlicher wirkt es, wie selten sie bisher als Problem der Seelsorge öffentlich herausgestellt wurde. Während man hinsichtlich der Mischehe für denselben Mangel weitgehend den Konfessionalismus verantwortlich macht, kann dieser für die Seelsorge an den Geschiedenen gewiß nicht als das wesentliche Hindernis erklärt werden. Dennoch konnte selbst am Konzil, das doch einer erklärt pastoralen Zielsetzung verpflichtet war, eine Diskussion über diesen Fragenkomplex nicht aufkommen.

Dies ist um so erstaunlicher, als auch der Seelsorger hier nicht mehr nur vereinzelt Fällen gegenübersteht, die ihn gewiß

schon immer beschäftigt haben. Vor allem in städtischen Verhältnissen bilden die geschiedenen Eheleute eine zahlenmäßig nicht unbedeutende Kategorie der erwachsenen Pfarrangehörigen. Aber sie wurde bisher, wie es scheint, noch kaum als solche zusammen mit den schon immer in der Kirche beheimateten Gruppen der Verheirateten und Verwitweten gesehen. Damit wird deutlich, daß sich die Kirche fast unbewußt Gesetzlichkeiten unterworfen hat, die der gesamten menschlichen Gesellschaft eigen sind. Die Soziologie sieht in der von H. Z. aufgezeigten Isolierung, in die die geschiedene Frau gerät, eine der wesentlichen Auswirkungen der Sozialkontrolle. Jede gesellschaftliche Gruppe übt um ihrer Selbsterhaltung willen eine solche Kontrolle aus. Die Art der Ausübung kann allerdings sehr verschieden sein. Es will nun scheinen, daß die Kirche sich hier einem Modell unterworfen hat, das nicht ihr ursprüngliches ist, sondern aus der Verzahnung mit einer epochal bestimmten Gesellschaftsform stammt. Durch ihr Verhalten enthüllt die Kirche somit die Tatsache, daß sie selber Bestandteil dieser Gesellschaft ist und, wie das Konzil sagt, «in dieser Welt besteht und mit ihr lebt und webt» (Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, Nr. 40).

Hat die Kirche aber in ihrer Seelsorge schon die Konsequenzen gezogen? Kennt sie die unausweichliche Gesetzmäßigkeit der Sozialkontrolle, die einer rationalen Durchleuchtung und dem noch so gut gemeinten willentlichen Zugriff weithin entzogen ist?

Der Seelsorger, der einer geschiedenen, alleinstehenden Frau Trost schenken will, begibt sich, insofern er den gesamten sozialen Kontext außer acht läßt, auf eine unwirkliche Ebene. Die Sozialkontrolle, die der Gesellschaft zum Schutz der ehelichen Treue unentbehrlich ist, dürfte er in ihrer positiven Bedeutung nicht übersehen. Die geschiedene Frau muß in ihm zunächst sogar den amtlichen Vertreter dieser Kontrolle sehen, ist doch die Kirche heute noch eine Hauptstütze des «Modells». Der Seelsorger seinerseits wird vor dem konkreten Fall unter dieser Funktion leiden. Er möchte «nur Mensch» sein. Damit ändert er aber unversehens seine «Rolle» und begibt sich gewollt oder ungewollt auf eine allzu individuelle Beziehungsbasis, die, mindestens bei der Frau, Reaktionen hervorruft, die auf primäre Beziehungen (menschliche Freundschaft, Liebe) zielen.

H. Z. hat sehr richtig darauf hingewiesen, wie mißtrauisch verheiratete Freundinnen Besuchen der Geschiedenen gegenüber reagieren, aus Furcht, sie werde ihnen den Mann ausspannen. Die «Freundin» ist eben gesellschaftlich in erster Linie Frau Soundso, das heißt die institutionell bestätigte Gattin, weshalb sie eine Freundschaft zu opfern tendiert, sobald diese auch nur eine scheinbare Gefahr für den Bestand ihrer Ehe und Familie darstellt. Die Geschiedene wird freilich denken, die Freundin sei eifersüchtig. Aber es fragt sich, ob die Reaktion der verheirateten Freundin zu Recht unter ein so rein individuell und individualistisch konzipiertes Urteil fällt. Müssen wir nicht ihre soziale Verantwortlichkeit, das heißt ihre Schutzfunktion im Auftrag der gesamten Gesellschaft ins Auge fassen?

Nun aber zurück zum Seelsorger: Begibt er sich in eine ähnliche Gefahr, wie sie die verheiratete Freundin für ihren Ehemann wittert? Gesellschaftlich gesehen liegt der Fall anders. Der Seelsorger wird von der geschiedenen Frau als Vertreter der Institution Kirche erwartet. Sie ist nach wie vor Glied der Gemeinde und hat ein Recht auf seelsorgliche Betreuung. Ein gewisses Risiko muß bei Ausübung des Hirtenamtes in Kauf genommen werden. Dies gehört geradezu zur ursprünglichen Sendung der Kirche: Ihre Vertreter sind hinausgeschickt wie Schafe unter die Wölfe, das heißt, sie sind zu einer Tapferkeit aufgerufen, die die Kenntnis der Gefahr einschließt, und zu einer Klugheit, die vor der Gefahr nicht zurückweicht. Die Gefahr kennen heißt hier: wissen um die Spannung, die die traditionelle Überbetonung des Institutionellen in der Kirche und die affektive Hinneigung zum Individuellen mit sich bringt. Sie würde schrittweise gemeistert durch das Bewußtmachen der sozialen Rolle, die der Priester als Vertreter

einer wirklichen lebendigen Gemeinde ausüben könnte. Angesichts der sozial diskriminierten und isolierten geschiedenen Frau würde es ihm klar, daß seine Hilfe nicht in einer von ihm allein zu leistenden individuellen Betreuung zu suchen ist, sondern in einer Aktivierung der Gemeinde mit dem Ziel einer wirklichen Integrierung der einzelnen Geschiedenen wie ihrer gesamten Gruppe. Sie müssen eine positive Aufgabe innerhalb dieser Gemeinde erkennen.¹ Der Seelsorger, der nach wie vor für die Institution Ehe mitverantwortlich ist und bei dem sich immer wieder die jungen Paare melden, die sich ihr nähern, müßte den Geschiedenen nahe legen, ihre auch schmerzlichen Erfahrungen für die Gemeinde fruchtbar zu machen. Dadurch würden die aus der Institution Ehe ja noch nicht völlig Entlassenen wieder in eine positive Beziehung zu ihr gebracht. Nicht zuletzt müßte das opfervolle Zeugnis, das die alleinstehend bleibende geschiedene Frau für das hohe Gut der Treue ablegt, der ganzen Gemeinde und von ihr aus wieder der Betroffenen selber bewußt gemacht werden.

Getragen von solchem Gemeindebewußtsein würden sich dann auch eher seitens der verheirateten Freundinnen der geschiedenen Frau Formen der Begegnung finden lassen, die zur Verminderung des Mißtrauens führen könnten.

Die Sozialkontrolle können und sollen wir nicht aus der Welt schaffen. Sie erfüllt eine positive Aufgabe zur Selbsterhaltung der Gesellschaft. Aber die Modelle, nach denen sie ausgeübt wird, sind der Dynamik der Zeit unterworfen. Die Kirche darf sich nicht mit einem überholten, wirklichkeitsfremd gewordenen Verhaltensmodell identifizieren oder es gar noch krampfhaft verewigen wollen. Aus dem Hören auf das Evangelium muß immer die Fähigkeit zur Korrektur dieser Modelle wachsen. Nur dann wird im Sinne der «Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute» (Nr. 40) «die Kirche durch ihre einzelnen Glieder und als ganze viel zu einer humaneren Gestaltung der Menschenfamilie und ihrer Geschichte beitragen», nur so geht sie selber, wie es ihr bestimmt ist, «den Weg mit der ganzen Menschheit gemeinsam ... und ist gewissermaßen der Sauerteig und die Seele der in Christus zu erneuernden und in die Familie Gottes umzugestaltenden menschlichen Gesellschaft».

Paul Weber

¹ Dasselbe Postulat wurde am erwähnten Wochenende wiederholt für die Mischehen erhoben. Sie müssen eine positive Aufgabe an der Ökumene in den beiden Gemeinden, denen die bekenntnisverschiedenen Gatten angehören, erkennen.

JOSEF RUDIN

Fanatismus

Eine psychologische Analyse

220 Seiten, mit 4 Seiten Abbildungen. Leinen Fr./DM 18.—
Walter-Verlag, Olten und Freiburg/Br.

Rudin untersucht zunächst die Erscheinungsbilder des Fanatismus, die Zustände der Erregung, Leidenschaft und Willenswut mit ihren Begleiterscheinungen. Dann werden die tieferen seelischen Hintergründe und treibenden Motive durchleuchtet. Besonders eindringlich sind die Erörterungen über die verschiedenen Formen der Werthaltung bei den Fanatikern im Bereich der Kunst, der Wissenschaft und Politik. Schließlich stellt sich die Frage nach der pathologischen Seite des Fanatismus: Geht es um hysterische Mechanismen, um schizoide oder zwangsneurotische Erlebens- und Gestaltungsformen?

DAS KREUZ DES MENSCHSEINS

Meditationen für die Karwoche

Es wird heute wenig über den Gekreuzigten nachgedacht. Was bedeutet überhaupt das Kreuz für einen Christen des zwanzigsten Jahrhunderts? Wo finden wir Menschen, die uns Nachricht geben können vom leidenden Erlöser, der das Sterben in Frieden umgewandelt hat? Sehr sanfte Worte hat er zu uns gesprochen. Einige sind uns bekannt geworden. Sein Leben war die Zeit der Gunst Gottes, aber auch die der Bedrängnis und des Fliehens. Die Kreuzigung war dennoch kein «außerordentliches» Ereignis. Denn in der Existenz aller Menschen ragt der dürre Baum des Kreuzes. Über dieses Kreuz, das in der Mitte von jedem echt gelebten Menschsein steht, soll jetzt nachgedacht werden.

Es gibt zwei Arten von Denken. Martin *Heidegger* hat in seinem berühmten Vortrag über die «Gelassenheit» den Unterschied klar hervorgehoben: Das rechnende Denken und das besinnliche Nachdenken stellen zwei grundsätzlich verschiedene Existenzhaltungen dar. Beide sind auf ihre Weise berechtigt und nötig. Es wird heute leidenschaftlich geforscht, geplant und untersucht. Dieser Aufwand an Scharfsinn ist wichtig, ja unentbehrlich; er hat seinen Nutzen für die Bewältigung des Lebens. Das Eigenartige besteht darin, daß wir, wenn wir forschen, planen und unser Leben einrichten, stets mit gegebenen Umständen rechnen. Das rechnende Denken «kalkuliert». Es berechnet die aussichtsreicheren Möglichkeiten. Dem Vorläufigen verhaftet, kommt es aber nicht zur «Besinnung». Es ist kein «besinnliches Denken». Kein Denken, das dem Sinn nachdenkt, der in allem waltet, was ist. Was geschieht, wenn ein Mensch «nachdenklich» wird? Er blickt in die Ferne, in das Unerreichbare und trotzdem Einzig-Notwendige, auf das, was er nicht «bewältigen» kann, und wovon trotzdem sein Schicksal als Mensch abhängt.

Dieses Denken möchten wir in dieser Meditation pflegen. Das Nachdenken ereignet sich in der Ruhe, im Abwarten: in der Gelassenheit. Es ist einfach und ruhig. Es ist auch nicht schwierig oder hoch. Über alles kann man nachdenken. So brauchen wir beim Nachdenken keineswegs «hoch hinaus». Es genügt, wenn wir beim Naheliegenden verweilen und uns auf das Nächstliegende besinnen. Wohl taugt ein solches Nachsinnen nicht viel für die Bewältigung der laufenden Geschäfte. Es bringt aber Ordnung in unser Dasein, schafft den Grund für jegliche Weltbewältigung.

In der Haltung des stillen Nachsinnens möchten wir jetzt über eine Tugend nachdenken, ohne die wir unser Leben nicht bestehen können, über die Gelassenheit. Sie ist eine Eigenschaft menschlichen Seins, die selbst das Anstrengendste leicht macht, das innere Gleichgewicht einer in der Welt und in Gott verankerten Seele. Sie ist die vorbehaltlose Verwirklichung der Reinheit in unserer Welt, die Kühnheit eines vertrauenden Herzens: Offenheit zur Welt und Offenheit zu Gott. Daraus entsteht Gelassenheit.

Ruhig sein, wenn die Stürme der Welt und die innere Gottfremdheit unseres Seins die Seele aufwühlen, Zucht und Maß bewahren, wenn in unserem Leben alles scheinbar zusammenbricht: dazu gehört ein großes Maß menschlicher Selbstbeherrschung und Vornehmheit. Es ist leicht, ruhig zu bleiben, wenn die Situationen des Lebens einen nicht «ergreifen», wenn man von Schmerz und Leid oder auch von einer überströmenden Freude nicht zutiefst aufgewühlt ist. Das ist leicht und bedeutet nur Interesselosigkeit und Abgestumpftheit. Was fängt man aber mit dem eigenen Leben an, wenn man «intensiv» lebt, wenn man den Forderungen des Seins ganzheitlich ausgesetzt ist, Freud und Schmerz bis in die innersten Fasern der Existenz erfährt, wenn man versucht, allen Dingen, Ereignissen und Personen nahe zu sein? Was macht man dann? Wie bleibt man dabei «gelassen»? Hier wird Gelassenheit zur Tugend, zu einer mühsam eingeübten, erlittenen Haltung in der Welt.

Es geht hier um nichts Geringeres, als eine neue Heimat zu finden in der Welt, die so heimatlos geworden ist. Das können wir nur tun, wenn wir uns «anstrengen». Heimat ist immer etwas Erobertes. Sie ist ein inneres Ereignis: die ruhige Geborgenheit einer zur Ewigkeit aufgebrochenen Seele im irdischen Bereich. Eine solche Heimat ist nicht ortsgelunden.

Diese Haltung wird von Martin Heidegger in einem kurzen Text treffend beschrieben:

«Die Gelassenheit zu den Dingen und die Offenheit für das Geheimnis gehören zusammen. Sie gewähren uns die Möglichkeit, uns auf eine ganz andere Weise in der Welt aufzuhalten. Sie versprechen uns einen neuen Grund und Boden, auf dem wir innerhalb der ... Welt, und ungefährdet durch sie, stehen und bestehen können.»

Der Philosoph sucht hier eine neue Bodenständigkeit, eine neue Heimat für den modernen Menschen. Er behauptet, diese seien in der heutigen Welt nur geistig zu erringen. Grund und Boden gibt es heute fast nur mehr durch eine innere Einstellung zur gesamten Wirklichkeit. Der Mensch muß in seinem eigenen Sein Wurzel fassen. Diese Wurzel im eigenen Sein heißt: Gelassenheit. Durch sie, und einzig durch sie, können wir in der Welt stehen und bestehen. Von der «Gelassenheit» verspricht er sich eine «andere Weise, sich in der Welt aufzuhalten». Was sind die Bedingungen dieser neuen Art des Lebens und des Erlebens?

► **Erstens:** «Gelassenheit zu den Dingen». Unter «Dinge» versteht er wohl die ganze Welt der Erfahrung. Wie vorher gesagt: Menschen, Ereignisse, Natur, Schicksal, Freude, Leid, Schmerz, Glück und Unglück. Gelassenheit. Damit meint er «Nähe». Wir müssen uns auf all das «einlassen». Das ist unser wesenhafter Auftrag in der Welt, unsere Welt zu erfahren, nah zu sein zu allem, was da lebt und sich bewegt. Wir sind radikal «Geschöpfe der Erde».

► **Zweitens:** In der «Heimat der Dinge» müssen wir uns dennoch als «Heimatlose» fühlen. Erst so können wir unsere Existenz bewältigen. Diese Haltung nennt Heidegger «Offenheit für das Geheimnis». Damit meint er eine innere Aufgebrochenheit zum Ganz-Andern, auf ein Geheimnis hin, dem wir selbst vielleicht keinen Namen geben können und das wir dennoch in allen Regungen unserer Existenz, in allen Lebenslagen erfahren.

► **Drittens:** Nähe zum Geschöpflichen und Nähe zum Absoluten. Daraus erwächst neue Heimat in der Welt: eine innere Heimat. Ruhiges Beisammensein mit allen Dingen der Erde – und ruhiges Ausgesetztsein der Einforderung einer absoluten Macht. Es ist die schwebende Haltung eines Wesens, das in die Welt eingesenkt ist (in eine Welt der Not, der Freude und des Todes) und dabei von einem Ganz-Andern träumt; das durch seine Nähe zu den Dingen seine Nähe zum Absoluten nicht verliert. Es ist die Haltung eines Wesens, das «ruhig» ist in der Welt; das die Ereignisse des Schicksals an sich herankommen läßt und dabei in Gott bleibt, fest in der Hoffnung einer absoluten Vollendung. «Gelassenheit zu den Dingen und Offenheit für das Geheimnis» – das ist also unsere neue Heimat in einer heimatlos gewordenen Welt.

Einer der mächtigsten Denker unserer Philosophie, Heraklit von Ephesus, genannt der «Dunkle» (6.–5. Jahrhundert vor Christus) bezeichnete die Aufgabe des Philosophen (eines Menschen, der bis zum Wesen der Dinge sich durchringt) mit einem einzigen Wort: Ἀγγιβάσις (Anchibasie), was Annäherung oder Herangehen bedeutet. Es ist das kürzeste Fragment von Heraklit. Es besteht nur in diesem einen Wort. Ich halte dieses Wort für einen ausgezeichneten Namen zur Benennung des Wesens der Gelassenheit, der Tugend, die versucht eine Nähe zu schaffen sowohl zum Geschöpflichen als auch zum Absoluten: «In-die-Nähe-gehen» – oder – «In-die-Nähe-hinein-sich-einlassen», «Allen-eine-Nähe-schenken». Ich armseliges Geschöpf! Allen. Sowohl der Erde als auch Gott. Wie kann ich das tun? Wie kann ich «gelassen» sein, das heißt: «eingelassen» in eine existentielle Nähe zum All?

Hier muß unser Denken den philosophischen Bereich verlassen. Nur ein Mensch lebte in der absoluten Nähe zu den Din-

gen und in einer ebenso absoluten Nähe zu Gott. Dieser Mensch war Gott: Jesus Christus. Deshalb ist er der einzige Mensch, der echte Nähe, echtes «In-die-Nähe-Gehen» uns lehren kann. Er hat uns Worte gesagt, die das Innerste der Dinge und das Innerste des Geheimnisses aufschließen. Wesenhafte Worte des Seins. Worte, die nicht nur «hingesprochen» wurden, sondern das Eigentliche trafen.

Es ist ergreifend, das Sprechen Christi zu betrachten. Es ist eine im schweren menschlichen Schicksal geformte und abgeklärte Sprache. Maria hat sie dem Kind Jesus gelehrt; vielleicht hatte er sogar die ihm eigentümliche Betonung und Ausspracheweise von seiner Mutter übernommen. Dann aber kam nach langem Schweigen der Zeitpunkt, da er anfang, den Schleier des Irdischen wegzureißen. Durch das Irdische hindurch leuchtete plötzlich das Göttliche, das Nicht-Greifbare. Immer häufiger brachten seine Worte die Zuhörer in Staunen. Seine Sprache wurde reif und vom ewigen Sinn geladen und mächtig. Kranke, Besessene, Unruhige und Sünder konnte er mit der Macht seines Sprechens erlösen. Es war das, was wir in so manchen schweren Stunden, da wir andern helfen möchten, uns selbst ersehnen, daß wir die Sprache wesenhafter Nähe hätten, daß unsere Sprache Ketten lösen, Dunkelheiten vertreiben möge. Christus hat das gekonnt. Dann kam das Schwere seines gottmenschlichen Schicksals über ihn. Dabei wurde seine Sprache immer ruhiger, immer mehr vom Schweigen umfungen. Bis zum Kreuz. Und vom Kreuz herab hören wir nur mehr wenige Brocken aus seinem ausgetrockneten und gequälten Mund. Diese in die auf Erlösung wartende Welt hinausgeschrienen Worte des sterbenden Gottmenschen sind unseres Lebens größter Schatz. Sie beweisen uns, daß es in der Welt eine radikale Nähe gibt. Es sind im Schweigen, im Todeskampf und im Gebet errungene Worte der Nähe. Die Evangelien haben sieben Worte Christi am Kreuz aufgezeichnet. Wenn wir die Tugend der Gelassenheit meditierend bedenken wollen, gibt es wohl keinen anderen Weg, als diese Worte des sterbenden Erlösers, soweit es uns möglich ist, in die Seele hineinzunehmen. Da entsteht – in diesen sieben Worten – Einheit der Welt, Nähe zu den Dingen und Vereinigung mit Gott. Da geschieht unser Heil.

«Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!» (Lk 23,34). Christus kann nichts mehr tun. Seine Hände und seine Füße sind ans Kreuz genagelt. Sprechen kann er noch, zwar mühsam und gebrochen, aber aus einer Seele heraus, die eine Nähe sucht. In diesen Worten herrscht die Haltung einer radikalen Vergebung, eine Zuneigung zu jeglichem Sein. Christus bittet um Vergebung für jene, die ihn verurteilt und gekreuzigt haben. Er findet für sie eine letzte Entschuldigung. Er sagt: Der Mensch weiß nicht, was er tut. Wir müssen dieses Wort ernst nehmen. Wir leben in einer existentiellen Unwissenheit. Etwas Dumpfes, Abgestumpftes beherrscht unser Denken. Wir wissen nicht, was wesentlich und was bedeutungslos ist, woher wir kommen und wohin wir gehen. Wir erahnen Großes – und –, wenn es vor uns steht, erkennen wir es nicht. In der geballten Tragödie seines Lebens findet Christus zur Einsicht: Man kann keinen Menschen verurteilen; man darf keinen Menschen verurteilen. Der Mensch weiß – wesenhaft – nicht, was er tut. Vor allem jene, die damit «angeben», daß sie genau wissen, was sie tun. Um das Eigentliche weiß kein Mensch. Wir tapfen alle im dunklen herum. Nicht unbedingt aus Bosheit, sondern aus der Dumpfheit unserer Empfindung und unseres Erlebens heraus. Wir sind alle noch Kinder, die sich in einer Welt, die unabschätzbare Geheimnisse in sich trägt, nicht auskennen. Kein Mensch darf in seinem ewigen Wesen verurteilt werden. Was wir ihm sagen müssen, ist immer das Wort der «Entschuldigung».

Das ist die Haltung der Gelassenheit. Halte dich bereit, die andern – selbst gegen gute Argumente und Beweise – in deinem Innern zu entschuldigen. Ein Mensch, der für die andern noch eine Entschuldigung findet, ist allen nahe. Er verschließt die Augen nicht; er weiß, wo und wann Böses geschieht; aber er richtet nicht. Er weiß, wie viel Dunkelheit in der menschlichen Seele herrscht; wie wenig wir davon wissen, aus welchen Motiven eine Tat geschah, eine böse Tat vielleicht. Suche nach Entschuldigung für die andern; wenn es sein muß, suche verzweifelt! Du wirst immer etwas finden, womit du deinen Nächsten entschuldigen kannst. Wenn du nichts mehr findest, sage das Wort Christi: «Sie wissen nicht, was sie tun.»! Somit ist die Entschuldigung die erste Vorbedingung der Nähe zur Welt der Menschen. Kein Mensch kann die Last der eigenen Schuld aus-

halten, der die andern nicht von vornherein freispricht. Dies ist echte Nähe zu den Menschen, bis in ihre Schuld hinein; die Haltung radikaler Annahme menschlichen Gebrochenseins; eine Liebe zur unwissenden, dumpfen Kreatur – die wir alle sind. Wie bedarf unsere Welt einer solchen Haltung! Wie bedarf unsere Welt solcher Priester im Beichtstuhl! Wie bedarf unsere Welt solcher Menschen, die wie Christus das geknickte Rohr nicht brechen und den glimmenden Docht nicht löschen; die am Ende immer noch sagen können – obwohl ihnen alle Beweise ausgegangen sind –: «Sie wissen nicht, was sie tun.»!

Haß, Abneigung, Wille zur Macht und Ressentiment beherrschen die Stimmung unserer Existenz. Deshalb geschieht die radikale Entschuldigung unseres Seins in einem Gebet. Die wesenhafte Nähe zum Geschöpf in seiner Gebrechlichkeit kann deshalb nur in einer Offenheit für das absolute Geheimnis, für Gott geschehen. Das ist die andere Seite dieses geheimnisvollen Vorgangs. Gelassenheit (wesenhafte, das heißt selbst die Schuld gelassen hinnehmende) kann nur geschehen, indem der Mensch von Gott her denkt; von einem Gott, den niemand überlisten kann, der selbst die Sünde in seinen göttlichen Plan der Erlösung einbaut, dessen Kirche in der Osternacht singen kann: «Felix culpa» – «glückbringende Sünde». Es ist in dieser Sicht nicht so wichtig, was mit uns auf Erden geschieht. Weder in der Sünde noch in der Tugend haben wir so recht gewußt, was wir tun. Unser eigentliches Leben ist hier auf Erden noch nicht zum Vorschein gekommen. Das Wichtige, das einzig Bedeutende in unserem Leben ist, daß wir in die Welt mehr Güte und Wohlwollen hineinbringen, und nicht, daß wir auf unser Recht der Vergeltung und Verurteilung pochen. Wozu nützt das? Wen macht das glücklich? Es ist heute an der Zeit, jene universale Sympathie zu verwirklichen, die aus diesem schmerzhaften und gebrochenen Gebet Christi hervorscheint: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!» Darin legt sich die unendliche Güte Gottes über unsere menschliche Gebrechlichkeit. Aus der restlosen Entschuldigung erwächst Glück, Ruhe und stilles Verständnis. Ein Verständnis auch denen gegenüber, die unsere Existenz zerbrechen wollen. Wir sind «gelassen» in der Welt. Nichts regt uns mehr auf. Diesen Weg zur inneren Ruhe konnte kein Mensch für uns finden, nur Gott, der Gottmensch, und zwar der Gottmensch am Kreuz.

«Ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.» Dieses zweite Wort hat wieder der Evangelist der Barmherzigkeit aufgezeichnet (Lk 23,43). – Hier bricht etwas noch Tieferes aus der Seele Christi hervor, nicht nur Entschuldigung, sondern Verheißung. In seiner eigenen Gebrochenheit gibt er einem völlig zerbrochenen Menschen noch eine letzte Hoffnung. Ob dieser Mensch verstand, was er ihm verhielt, das hat nicht viel Bedeutung. Wichtig war das Wort «mit mir». Das heißt:

Ich bin mit dir, du bist nicht verlassen. Es ist mir gleich, was du getan hast. Vielleicht Schlimmes. Wir sind beide ans Kreuz genagelt. Vergessen wir, was geschehen ist. Wir haben noch eine Hoffnung. Die da unten, die uns gekreuzigt haben, erkennen das Wesen dieser Hoffnung noch nicht. Sie haben eine dunkle Ahnung von ihr in besten Augenblicken ihres Lebens: in ihren Träumen, in ihrer Sehnsucht, in Augenblicken, da sie sich glücklich fühlen. Wir sind aber unglücklich. Gerade deshalb wissen wir, daß dieses Schicksal nicht das Ende sein kann. Kein Geschöpf hat ein Ende. Alles lebt ewig. Nicht, weil das Geschöpf ewig leben könnte, sondern aus der Barmherzigkeit Gottes. Diese Barmherzigkeit spreche ich dir zu, jetzt, da wir beide dem Unentrinnbaren ausgeliefert sind. Dein Leben hat noch einen letzten Ausweg: Der Ausweg heißt Himmel. Da werden wir endlich erwachen. Alles andere war nur «Vorspiel», nicht unwichtig, aber in einem tiefen Sinne bedeutungslos. Hast du dir eingebildet, Gott beleidigen zu können? Er ist viel zu groß dazu! Du hast nur dir selbst und deinem Nächsten weh getan. Du hast vielleicht nur noch einen Augenblick zum Leben. Habe Hoffnung! Laß keinen Haß aus deiner Seele emporsteigen! – So mochten diese kurzen Worte Christi im Ohre des Schächers geklungen haben. Es waren Worte der Verheißung. Hier hat Christus das Wesentlichste eines Seins bejaht. Nicht die täuschende, schillernde Oberfläche, sondern seine Sehnsucht nach Güte, Vollendung und Selbstlosigkeit. Diesem Innern versprach er Ewigkeit. Er beurteilt den Menschen nach der verborgenen Sehnsucht seines Herzens, selbst dann, wenn dieser Mensch dieser Sehnsucht keinen Namen geben kann, selbst wenn er nichts von

Gott weiß. Es genügt für ihn, wenn der Mensch in einem verborgenen Winkel seiner Seele eine gute Sehnsucht hat, oder vielleicht auch, wenn er Sehnsucht nach Sehnsucht in sich trägt. Die Sehnsucht ist der letzte Maßstab. Dies wurde uns von einem restlos ehrlichen, weil am Rande des Todes stehenden, von einem leidenden Menschen gesagt.

Das Leid ist ein «Gefäß der Liebe». Im Leid kommt man an einen Rand. Man muß ehrlich sein, muß von seinen durchlittenen Erfahrungen ändern – vielleicht stammelnd – etwas mitteilen. Diese wesenhafte «Mitteilung» im Leid heißt: Habe Hoffnung, das Leben kann nicht bloß das sein, was wir hier erleben; sei ruhig, selbst im Leid, selbst im Angesicht des Todes! Kein Schicksal kann zerbrechen, weil unser Leben nur etwas Vorläufiges ist, etwas Unfertiges. Unser Leben fängt erst an, wenn wir den Himmel betreten. Versuche zu lieben, Freude zu stiften, Güte in die Welt hineinzustrahlen! Dann kommst du sicherlich in den Himmel. Alles andere ist unwichtig. Das ist Gelassenheit: Ruhe, erkämpfte Ruhe einer empfindlichen Seele. Diese wesenhafte Ruhe erringt der Mensch aber nur, indem er ändern Hoffnung schenkt.

«Siehe, dein Sohn!» – «Siehe, deine Mutter!» (Jo 19,26–27). Entschuldigung und Verheißung, mit diesen zwei Begriffen haben wir die Bedeutung des Wortes Gelassenheit noch nicht ausgeschöpft. Eine neue Eigenschaft wird hier ausgesprochen. Christus schenkt dem Jünger Johannes seine Mutter. Er schenkt also alles weg, selbst das, was ihm das Teuerste ist. Schenken ist Gelassenheit. Man kommt den Menschen nur nahe, wenn man ihnen etwas schenkt. Das wichtigste Geschenk ist unsere Gegenwart, unser Mitsein. Wir müssen uns selbst schenken. Dies ist vielleicht das Schwierigste: Selbsthingabe bis zum Ende. Enttäuschung, Müdigkeit: die sind da, die zehren an unserem Leben. Aber echte Liebe überwindet all das. Sie hält das Leben aufrecht, indem sie ihm das Geschenk des eigenen Selbst macht. Eine solche Haltung gibt dem Sein ein Mehr an Hoffnung, Zukunft, Erwartung und Zuversicht. Tun wir das nicht; wozu ist dann unser Leben noch gut? Bedenkenswert ist aber, daß der Mensch nichts verschenken kann, das nicht als Gabe zu ihm zurückkehren würde. Dies ist eines der unergründlichsten Geheimnisse menschlicher Existenz: Wir verlieren alles, was wir für uns behalten; und wir verlieren nichts, was wir weggeschenkt haben, bleibt bei Gott aufbewahrt, macht unsere ewige Zukunft aus. Man kann auch anders leben. Man kann alles behalten, was man im Leben erobert hat. Ist man aber glücklich dabei? Ein Mensch hat hier selbst seine Mutter «verschenkt». Nun hat er nichts mehr. Das ist das Glück des Kreuzes: nichts mehr zu haben.

«Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» (Mt 27,46). Christus schenkt hier allen Menschen eine Nähe des Empfindens, selbst jenen, die in einer radikalen Gott- und Selbstvergessenheit leben. Er nimmt die absolute Einsamkeit auf sich, will nicht einmal von Gott etwas wissen, fühlt sich von dem verlassen, mit dem er wesenhaft eins ist, damit er mit uns eins sein kann, geht hinein in die Traurigkeit des Menschen. Gott nimmt Partei: die Partei der Einsamen und Verlassenen, derer, die keine Hoffnung mehr haben. Verlassenheit: so seltsam das auch scheinen mag, sie ist Bedingung der Möglichkeit, die Menschen zu verstehen. Alle von uns sind einsam. Oft wissen wir es gar nicht, wie einsam wir sind und wie «gottverlassen». Nach diesem Wort Christi sind die «gottlosen» nicht unsere Feinde, sondern unsere Freunde. Jene, die das erleben, was Christus am Kreuz durchgelitten hat. Wie das möglich war, daß Gott sich von Gott verlassen fühlte, vermag kein Theologe zu erklären. Unsere eigene Erfahrung bestätigt aber dieses Geheimnis: Nur wer sich grundlos verlassen fühlt, kann den Menschen eine grundlose Nähe schenken.

Gerade in der menschlich erlebten Verlassenheit erfahren wir, daß es eine letzte Geborgenheit gibt. Eine Geborgenheit, die nicht mehr zu unserer menschlichen Natur gehört; eine Hoffnung wider Hoffnung. Wir erleben, daß Gott größer ist als das, was wir über ihn denken; daß er derjenige ist,

den wir vor allem darin erleben können, was wir nicht sind. Dies ist auch eine Botschaft des Kreuzes: Es ist gut, sich einsam und verlassen zu fühlen, restlos «unbesucht», allein und ohne Nähe. Wenn wir dies überwinden, wenn wir das Trotzdem der aus Hoffnungslosigkeit erwachenden Hoffnung aussprechen, dann haben wir etwas «geleistet». Wir haben aus eigener – aber dennoch geschenkter – Kraft die Dunkelheit überwunden. Wir haben uns eingelassen auf das Dunkelste und Bedrohlichste der Welt und gerade an dieser wesentlichen Stelle der Welt nein gesagt. In der Verlassenheit finden wir Ruhe, weil wir – aus dieser Verlassenheit heraus – die ändern in ihrer Einsamkeit verstehen können. Da haben wir das Recht, den ändern zu sagen: Ich habe all das mitgemacht und darin erfahren, daß Gott noch «näher ist». Er ist so nah, daß wir ihn nicht mehr sehen können. Habe Vertrauen, es wird schon alles gut, nicht so gut, wie du dir es ausgedacht hast, sondern besser! Dies ist aus der Not menschlicher Existenz erwachende Gelassenheit. Entschuldigung, Verheißung, Schenken, Verlassenheit. – Wohin führt uns Christus? In welche unauslotbare Tiefe des menschlichen Seins?

«Damit sich die Schrift bis zum letzten erfülle, sagte er: „Mich dürstet!“» (Jo 19, 28). Für die Herumstehenden war das Schrei eines Menschen, dessen Kehle vom Tode ausgetrocknet ist, der um eine kleine Hilfe, um eine Erleichterung bittet. Für einige Auserwählte hatte dieses Wort eine tiefere Bedeutung, für jene, die wußten oder erahnten, daß dieser Mensch Gott selber war. Gott bettelt bei uns um Hilfe. Damit schenkt er uns eine neue, unbeschreibbare Nähe. Wir können und dürfen Gott helfen. Gott verlangt von uns einen Schluck Wasser. Damit weist er uns einen Weg: Wir sollen die menschliche Güte an uns selbst geschehen lassen. Wir sollen die gütige Tat vollbringen, das Geschenk der Güte und des Wohlwollens demütig anzunehmen. Das Sich-Helfen-Lassen ist somit eine christliche Pflicht. Der Hochmut weist die Hilfe zurück, stößt die furchtsame Hand der Barmherzigkeit weg. Gott läßt sich helfen. Er bittet um Hilfe. Er versteht, daß der Mensch nur dann «sein» kann, wenn er helfen darf. Dies tut er, «damit sich die Schrift bis zum letzten erfülle». Die «Schrift» bedeutet hier wohl: Gottes Pläne mit der Menschheit; die Selbstoffenbarung des Absoluten und die Offenbarung des Menschenherzens zu diesem Absoluten. Und diese radikale Vereinigung des Geschöpfes mit seinem Schöpfer kann nur geschehen – in ihrer Vollendung –, wenn das Geschöpf das Geschenk, die Hilfe eines ändern Geschöpfes empfangen kann. Wenn er den Mut aufbringt, von einem guten Menschen sich helfen zu lassen. Wenn er sich hinter seiner eigenen Kümmerlichkeit nicht verschanzet. Wenn er eine Hand erfaßt: Hilf mir, ich bin verloren! Dieser verzweifelte Ruf weckt Leben in der Welt: erfleht Barmherzigkeit und Güte. Gelassen sein kann nur ein Mensch sein, der sich auf die Hilfe seiner Freunde verläßt. Jetzt kann ich ruhig schlafen! Die Freunde wachen.

Kein Freund Christi konnte ihm einen erfrischenden Trunk reichen. Sie hätten es so gern getan. Er hätte die Hilfe an sich gern gewähren lassen. Vielleicht war es besser so. In der Sehnsucht des Helfenwollens und des Nicht-Helfen-Könnens drang vielleicht die Existenz der Freunde Christi noch tiefer in das Geheimnis hinein. Es genügt der Wunsch zu helfen, selbst wenn man es nicht kann. Es genügt, daß wir das Verlangen in der Seele tragen zu helfen, wo es nur möglich ist. Und wenn es wirklich nicht möglich ist, begleiten wir den geliebten Menschen mit unseren lieben Wünschen, mit unserem Gebet, mit der Feinheit unseres Gemütes. Nicht unsere Gaben schenken wir ihm in diesem Augenblick, sondern unser eigenes Sein. So vollzieht sich – wunderbar menschlich, aber dennoch nur vom Göttlichen her vollziehbar – eine Ruhe in der Welt, eine stille Gemeinsamkeit des Mitseins.

«Es ist vollbracht» – neigte sein Haupt und gab den Geist auf» (Jo 19,30). Wohl war die unmittelbare Bedeutung dieser Worte: Ich bin zu Ende; ich kann nicht mehr weiter; ich bin ausgehöhlt und verloren; es bleibt von mir nichts mehr übrig. Ich kann nichts mehr tun; meine Hände und meine Füße sind ans Kreuz genagelt; meine Kehle ist ausgetrocknet; ich habe alles getan, was ein Mensch nur tun konnte; ich habe meine Folterer entschuldigt, ich habe jedem Menschen, selbst dem Verbrecher noch eine letzte Hoffnung geschenkt, ja ich habe alles verschenkt, was mir teuer war, selbst meine Mutter; ich habe jegliche Verlassenheit auf mich genommen, damit ich

allen Menschen nahe sein kann. Nun ist es genug! Ich bin am Ende! Ich kann nichts mehr tun! Doch ich harre aus. Weil ich weiß, daß es kein Ende gibt, daß du, mein Gott, mich bald hinübernehmen wirst in die Vollendung, in das Glück.

Hier gewinnt das Wort «Alles ist zu Ende» seine mystische Bedeutung: «Alles ist vollendet.» Christus hat unsere Existenz bis in ihre Vollendung hinein gelebt. Er hat uns alles gesagt, was er sagen konnte. Jetzt steht er Aug in Aug mit dem Vater. Sein Werk ist vollendet. Die Welt ist vollendet, unser menschliches Sein ist vollendet. Er war noch nie näher bei uns, als in diesem Moment der restlosen Entzogenheit. Alles Große vollzieht sich in der Einsamkeit; in der Nähe zum Absoluten, am Ende einer zerbrochenen Existenz, woraus Güte, Wohlwollen und Verständnis erwachsen. Wer aber Gott nahe ist, ist allen Menschen, ja allen Geschöpfen nahe. Hier hat Christus jede menschliche Kümmerlichkeit besiegt; sein Sieg vollzog sich aber im Abgrund des Todes, in einer nicht auslotbaren Einsamkeit. Er hat alles weggeschenkt, sich selbst, seine Gedanken, seine Urteile, selbst seinen Gott. Nun ist er allein. Und sagt: «Alles ist vollendet.» Wer kann dieses Geheimnis verstehen?

«Da rief Jesus mit lauter Stimme: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist» (Lk 23,46). Was hat sich hier ereignet, auf diesem Kreuz und um dieses Kreuz herum? Scheinbar wenig. Ein Verbrecher ist zwischen zwei andern Verbrechern gestorben. Einige Frauen haben geweint. Ein unscheinbarer, zum Tode gequälter Mensch hat einige stammelnde Worte gesprochen.

NATUR UND GEIST

Zum Andenken an Hedwig Conrad-Martius

Diese Arbeit erwuchs einem Auftrag des Kösel-Verlages in München und der Redaktion der «Orientierung» zur Besprechung des dritten Bandes der «Schriften zur Philosophie» von Hedwig Conrad-Martius. Da sie kurz nach Erscheinen dieses Bandes am 15. Februar 1966 starb, 12 Tage vor Vollendung ihres 78. Lebensjahres, erachtete ich es als Freundespflicht, einige wesentliche Gesichtspunkte ihres Schaffens zusammenzufassen.

Ich hatte in der Festschrift zum 80. Geburtstag von C. G. Jung versucht, eine Synthese zu machen zwischen der grundlegenden Rolle der übergeordneten neurovegetativen Funktionssysteme, die W. R. Heß herausgearbeitet hatte, der Psychologie von C. G. Jung und der Philosophie von M. Heidegger. Ich sah damals, daß zwischen den beiden letzteren nur ganz bedingt von Gemeinsamkeiten gesprochen werden kann, da in der Philosophie von M. Heidegger wohl das Spezifische des menschlichen Geistes und der existentialen Form seines Da-Seins herausgearbeitet ist, die Natur aber in das Gebiet des unselbständigen «Vorhandenseins» verwiesen wird. Er beschränkt das «Selber-können des eigenen Seins» auf das Da-Sein des Menschen. Damit ist zwar das radikal anders Geartete des personal angelegten menschlichen Geistes erfaßt, eine Rehabilitation der «res extensa» (ausgedehntes Ding) ist aber nicht möglich und damit kann die wirkliche Brücke von der Natur zum Geiste nicht geschlagen werden. Hier setzt Hedwig Conrad-Martius ein und deswegen kam ich zu ihr.

Realität

Es ist eines ihrer Hauptanliegen, das idealistische «Höhenbewußtsein» auch gegenüber der Natur zu durchbrechen und zu zeigen, daß auch alles in der Natur Vorhandene, die Natur-Entitäten, sein Sein selber kann, daß ihm also der Grundcharakter der Seität ebenfalls zukommt. Nur muß man verschiedene Unterformen unterscheiden, je nachdem ob es sich um hyletisch-materielles, vegetativ-pflanzenhaftes, animales-tierisches oder menschlich-personales Selbersein handelt.

Aus diesem Grunde war eine ihrer Hauptarbeitsrichtungen die ontologische Durchleuchtung der Vorbedingungen zum konkreten Da-Sein aller Naturdinge in ihren verschiedenen Unterformen. In ihrem großen Werk *Der Selbstaufbau der Natur*,¹ gab sie Rechenschaft über das Vorgehen

¹ *Der Selbstaufbau der Natur*. Entelechien und Energien. 2., überarbeitete Auflage 1961, 498 S., Kösel-Verlag, München.

Doch ereignete sich hier das Wesenhafteste menschlichen Seins. Ein Mensch hat alles, was wir Menschen sind, in Stunden der Einsamkeit, der Besinnung, der Ruhe und der Einsicht in sich zusammengefaßt. Aus dieser Existenz ist er dann hinausgebrochen in eine unerreichbare Ferne. Nie wieder werden wir ihn in unsrem Leben sehen. Erst in unserem Tod. Er ist hinübergegangen, hinüber zu etwas, zu jemandem, den er selbst nur in stammelnden Worten beschreiben konnte. Er wartet auf uns. Das heißt: er wartet darauf, daß wir seinen Geist in der Welt verwirklichen, in die Welt hinausstrahlen. Er neigte sein Haupt: In Todesnot hat er noch zu allem «Ja» gesagt, was wir sind, Menschen, erbärmliche, aber von ewiger Vollendung träumende Wesen. Er ist das «Ja» unseres Seins. Und sein Geist ist in den Händen Gottes. Das heißt: Er ist überall. Wo sich menschliche Nähe ereignet, wo Vergebung geschieht, wo Menschen Hoffnung gegeben wird, wo ein Mensch sich verschrenkt, wo jemand sich verlassen fühlt, wo eine Existenz sich auf die Barmherzigkeit seiner Freunde vertraut, wo ein Mensch die Einsamkeit seines Schicksals aushält, und – schließlich – wo jemand wagt, sein Leben aufzugeben, um etwas Unerreichbares zu erreichen – da ist Christus schon anwesend. Da ist Christus, und somit – ist da die Kirche. Ob alle Sakramente, alle Vorschriften des kanonischen Rechts, die ganze Fülle des Zeugnisses schon da sind – was macht es schon aus! Christus, seine Gesinnung, sein Geist ist da. Ladislaus Boros

und die Resultate. Auch in den drei Bänden der *Schriften zur Philosophie*,² die ihr wissenschaftlicher Mitarbeiter, Dr. Eberhard Avé-Lallemant, herausgab, sind zahlreiche Arbeiten diesem Thema gewidmet.

Wenn man daran geht, diese transphysischen Vorbedingungen, die dort wirksamen Kräfte, in den Blick zu bekommen, dann merkt man, wie stark wir vom Positivismus «angesteckt» sind, und wie es uns schwer fällt, über das Greif- und Sichtbare hinauszugehen. Die Spaltung zwischen dem subjektiven Denken und Erleben und der objektiv-geistigen Grundlage alles Da-Seienden geht sehr tief, und die Angst vor einem «Rückfall» aus rationaler Wissenschaft in irrationale, naive Mythologie ist sehr groß. Diese Angst vor dem Verlassen des unwillkürlichen Geradeausdenkens, das sich auf die «fertige» physische Welt festgelegt hat, ist so groß, daß man von einer «Wissenschaftsneurose» sprechen könnte. Zur Zeit des hl. Thomas von Aquin waren alle noch getragen von einem tiefen Gefühl der Geborgenheit in der Metaphysik Gottes. Seither haben wir den Boden unter den Füßen verloren, und es entstand ein Vakuum zwischen der «fertigen» Welt mit ihrer raumzeitlichen Kontinuität und den die Natur erstellenden Dynamismen. Wir sind dem Nichts benachbart, und das Sein ist in Vergessenheit geraten. «Wenn man sich nicht vom Bann der kontinuierträumlichen Vorstellung frei machen kann, ist es unmöglich ... die unanschaulichen „Anschauungen“ zu bilden, beziehungsweise zu besitzen, die den transphysischen Seinsbereichen entsprechen», schreibt Frau Conrad-Martius (*Selbstaufbau*, S. 360). So muß einem der Sinn dafür aufgehen, daß einerseits das Reale auch dann «leibhaftig» existiert, wenn kein Mensch da ist, der es bemerkt, daß es andererseits vor- oder transphysische Dynamismen gibt, die das Reale so begründen, daß es ans Licht treten, sich manifestieren kann und dann seinen Stand in sich selbst hat. Auf diese Art gibt uns Frau Conrad-Martius wieder einen Boden unter die Füße.

² *Schriften zur Philosophie*. Im Einverständnis mit der Verfasserin herausgegeben von E. Avé-Lallemant. 1. Band, 1963, 462 S., 2. Band, 1964, 419 S., 3. Band, 1965, 503 S., Kösel-Verlag, München.

Der Selbstaufbau der Natur

Ich muß mich hier auf einige Punkte beschränken, die für unsere weiteren Ausführungen sehr wichtig sind. Der wichtigste Begriff ist «das Ursprungsselbst». Es entsteht aus der Vereinigung der «Wesenseentelechie» mit dem «Wesensstoff». In dem von Aristoteles gebrauchten Ausdruck Entelechie liegt das Ziel-Ursächliche drin. Es ist der dynamisch-lebendige Plan, der alles darstellt, was der Art, dem Wesen und dem Sinn des zu Erstellenden entspricht. Dieser «Art-Logos» ist Ur-dynamis (Urkraft) und Urbild. Alles ist in ihm potentiell enthalten, was den inneren «Trieb» zur Ausgestaltung bildet. Die Scholastik und Thomas gebrauchten dafür den Ausdruck «forma». Dieser ist aber «mortifizierend» und stellt die Dynamik nicht ins richtige Licht, die darin ausgedrückt sein sollte. Der Wesensstoff entspricht der «materia prima quantitate signata» (durch Quantität bezeichneter Urstoff) und ist die «geistige» Materiengrundlage, die sich von der Wesenseentelechie «individuiert» läßt. Sie ist schon auf diese «Individuierung» hin aktiviert zur Bildung werkzeuglicher Wirkpotenzen und von stofflich-materialen, vorläufig rein potentiellen Grundlagen.

In den Büchern über den «Raum»³ und die «Zeit»⁴ zeigt Frau Conrad-Martius Zusammenhänge mit äonisch-kosmischen Unter- und Übergründen, aus denen sich Beziehungen zu kosmischen Entwicklungsphasen und zum jeweiligen «Zeitgeist» ergeben, die von einer rein materialistischen Auffassung negiert werden müssen. Wir können aber hier nicht weiter darauf eintreten. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß die Frage, woher nun diese Entelechien und diese materialen Potenzen ihr Wesen und ihren Sinn erhalten, die metaphysische Grenzfrage darstellt. Denn erst da wird der Überschnitt, die «Metabasis eis allo genos» (Überschnitt in einen anderen Bereich) sichtbar, der zum letztlich alles Begründenden und selbst keiner Begründung Bedürftigen führt. Da ist der letzte Ursprung aller in die Natur hineinwirkenden Logoi zu suchen.

Im Ursprung selbst liegen nun die Kräfte, die stets nach der Peripherie entfliehen wollen und durch ihre Gegenkräfte in den Gegenpol, das absolute Zentrum, hineingebunden werden müssen. Sie sind je nach ihrer Bestimmung lichterhaft «leicht» oder stoffbeladen «schwer» und schaffen dadurch den Raum. Durch diese ihr jeweils eigentümliche Struktur kann auch die «res extensa» ihr Sein, wird sie Sub-stanz, das heißt sich selber unterstehend.

Die Substanz rein anorganisch-stofflicher Art ist ganz Oberfläche, ganz nach außen gewendet. Wir können sie zerkleinern, immer haben wir Oberflächen, nirgends stoßen wir auf so etwas wie «Innerlichkeit». Wir finden also nur völlige Selbstveräußerung.

Die lebendigen Organismen

1. Das Pflanzenhaft-Vegetative

Hier erscheinen im Ursprungsselbst neue Potenzen. War das Anorganisch-Stoffliche «fertige» Substanz und ganz nur Selbstveräußerung, so liegt im Ursprungsselbst der lebendigen Organismen die Anlage zur selbstschöpferischen Herauszeugung aus keimhaftem Anfang heraus. Das entelechiale Ursprungsselbst wird damit zum grundlegend gestaltenden, entelechialen «Seelenprinzip», der anima vegetativa (Pflanzenseele) der Physis. Dieses «Seelenprinzip» stellt den Gestaltungs- und Erhaltungsplan der jeweiligen Pflanzenart dar und steht schon irgendwie «hinter» der materiellen Ausgestaltung. In den befruchteten Samen sind alle weiteren Unterpotenzen,

die «Bildungsentelechien», in Form von Chromosomen und anderen Organisatoren vorhanden. Diese lassen unter günstigen äußeren Bedingungen aus der «forma unica», dem entelechialen Artlogos, die «forma ultima» (Avé-Lallemant) der fertigen Pflanze mit der Möglichkeit zur Fortpflanzung der Art entstehen. Die Pflanzen reagieren auf Reize, aber sie haben keine Reizempfindung. Sie haben eine gewisse Bewegungsfähigkeit: Wendung zum Licht, Öffnen und Schließen der Blüten, Einschließen von «Beute», chemotaktische Bewegungen der Bakterien, und sie haben ein Auswahlvermögen gegenüber den Nährstoffen. Aber alles geschieht rein reflektorisch als Antwort auf Reize. Die «anima vegetativa», die «Seele» der Pflanze, ist noch ganz nach außen gewendet, geht ganz in der Schaffung von artgemäßer Körperhaftigkeit und Fortpflanzung auf. Hier ist das entelechiale «Seelenprinzip» eine «Kraftmöglichkeit zum eigenen Sein», und zur lebendigen Substantialität gehört eine solche reale «Beseeltheit» unauflöslich und wurzelhaft dazu.

Frau Conrad-Martius weist mehrfach darauf hin, daß in der Geschichte der neueren Philosophie die Entsubstantialisierung des wirklichen Seins Hand in Hand ging mit dem Verschwinden des eigentlichen Seelenbegriffs, der Seele als substantieller Mitte und Wurzel alles selbstschöpferischen Lebendigen.

Folgt der Ausbildung stofflicher Substanzen die räumliche Ausdehnung, so tritt mit den lebendigen Organismen ein Zeitablauf, ein Werden und Vergehen, auf, und die Erhaltung der Art hängt von inneren und äußeren Bedingungen ab, denen sich der Organismus anpassen muß. Sinngemäß sind im Vegetativen Reaktionsmöglichkeiten angelegt und laufen in ihm Phasen ab, die bald aufbauend-wachsend-arterhaltend, bald ruhend und abwartend sind.

2. Die animalen Lebewesen

Bei den Pflanzen hat das entelechiale «Seelenprinzip» noch kein inneres Lebenszentrum gefunden. Daher kann man bei der Pflanze noch nicht von einer eigentlichen Seele sprechen. Die enge Verbindung von lebendiger Substantialität und Seele tritt nun beim animalen Lebewesen noch viel deutlicher zutage. Hier tritt im entelechialen Ursprungsselbst ein neues Vermögen hinzu: das Tier hat eine gewisse Distanz zu seiner körperlichen Ausgestaltung gewonnen, es kann sich bewegen und kann vom Körper und von der Umgebung ausgehende Reize empfinden. Frau Conrad-Martius nennt dieses Vermögen eine erste Retroszendenz (Rückabstieg nach innen). Damit wird der Körper zu einem Leib, und das Seelische ist ein auf diesen Leib bezogener «Innenraum», die «Seele» – die Mitte – des Leibes, die «Zentrale». Von diesem Zentrum aus wird das wachstumliche Sich-selbst-zu-sich-selbst-Herauszeugen geregelt, organisiert. Der Art-Logos wird durch das im Ursprungsselbst angelegte entelechiale Seelenprinzip verkörpert. Leib und Seele sind schon ursprünglich aufs innigste miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig sehr intensiv.

Wir sehen nun in der aufsteigenden Tierreihe eine zunehmende Bedeutung des seelischen Innenraumes: mit der Ausweitung zur «anima sensitiva» (Sinnenseele) und dem Auftreten emotional-affektiver Äußerungen. Damit kommt eine Komplikation, die vielfach übersehen wird: der gleiche Leib ist Bewegungs- und Ausdrucksinstrument. In der Verhaltensforschung sehen wir die Kombination beider im Sinne instinkthafter Riten, aber auch die Konflikte, die dann entstehen, wenn vegetativ-vitale und affektiv-emotionale Strebungen gegeneinanderstehen, bis in Flucht oder Aggression eine «Lösung» gesucht wird.

Leibselbst und Seelenselbst

Um die beim Menschen auftretenden Komplikationen besser verstehen zu können, wollen wir die Bereiche nochmals zusammenfassen, in die sich

³ Der Raum. 1958, 251 S., Kösel-Verl g, München.

⁴ Die Zeit. 1954, 307 S., Kösel-Verlag, München.

das entelechiale Ursprungselbst mit Hilfe auch in ihm angelegter, hierarchisch abgestufter physischer und psychischer Bildungsentelechien herausentwickeln kann. Diese treten jeweils zur rechten Zeit und am rechten Ort in Funktion, wenn alles normal abläuft. So haben wir den rein physischen Körperbereich mit dem Aufbau physiko-chemischer Strukturen, die aber nicht von außen «bewegt» werden, sondern an sich lebendig-planmäßige Strukturen sind, und dem gesamten Stoffwechsel sowie den übergeordneten neurovegetativen Funktionssystemen; wir haben andererseits den physiologisch-animalen Bereich von Bewegung und Sinnesempfindung und drittens die physiopsychische «Information». Diese drei Bereiche nennt Avé-Lallemant in Anlehnung an Frau Conrad-Martius das «Leibselbst», die konkrete leibliche Physis (Natur).

Die Ereignisse im Innenraum und von diesem nach außen gliedern beide in die drei Bereiche des «Seelenselbstes»: erstens den psychophysischen Bereich des sich «Bewegenkönnens» im Sinne der Fortbewegung wie des Ausdrucks, zweitens den psychischen Bereich im engeren Sinne mit dem Erleben, dem affektiv-emotionalen Reagieren und dem aufs engste damit verbundenen Abreagierenkönnen durch die Lautsprecherfunktion des Körpers, drittens dem psychospirituellen Bereich, der beim Tier eine gewisse Freiheit von reinem Instinktverhalten und eine oft erstaunliche Intelligenz ermöglicht.

Diese «Selbste» sind aber alle Ausgestaltungsbereiche desselben fundamentalen «Seelenselbstes» im weiteren Sinne, des entelechialen «Seelenselbstes». Wir müssen sie deswegen auseinanderhalten, da im Aufbau durch die jeweiligen Bildungsentelechien oder Störungen im harmonischen Zusammenspiel derselben der eine oder andere Bereich besonders betroffen sein kann. Es sei nur an die Geschwülste erinnert, die keinem Zentrum mehr «gehörchen», oder an natürliche oder künstlich gesetzte Entwicklungsstörungen irgendeines Bereiches.

3. Der Mensch

Und nun das «Novum»: der Mensch, der nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde, der in sich selbst diese «imago dei» (Bild Gottes) trägt und daher in seinem «Geistselbst» das Vermögen zur transzendental-geistigen Ausgestaltung besitzt. Mit diesem Geistselbst hat das beim Menschen personal angelegte entelechiale Ursprungs- und Seelenselbst das Vermögen zu maximal selbsthafter Ausgestaltung erhalten. In einer weiteren «Retroszendenz» hat der Mensch die Möglichkeit, seinem Leibselbst, seinem Seelenselbst, ja auch seinem Ursprungselbst entzogen zu sein und in einem gewissen Ausmaß frei darüber zu verfügen. Dieses Ausmaß ist ihm aber nicht von Natur aus gegeben, sondern es liegt in seiner spezifisch menschlichen Aufgabe, es ständig zu erweitern. Die transzendente Funktion des Geistes im Menschen hat in der ganzen übrigen Natur kein Analogon, kein entsprechend Ähnliches. Frau Conrad-Martius nennt den Seinsmodus des menschlichen Geistes einen «archonalen» (abgeleitet von archo = ich fange an), da er immer unterwegs ist, nie perfektisch sein kann. Es liegt in der Natur des Geistes, immer «über sich hinaus» zu wollen, und zwar nicht nur sich von der ursprünglichen «forma unica» zu seiner individuellen «forma ultima» zu entwickeln, in welcher alle seine Anlagen harmonisch zur Ausgestaltung gelangen, sondern darüber hinaus zu fliegen in kosmische Dimensionen hinein. Er muß aber zurückbezogen, reflektiert werden auf die Erde hin, auf seinen Ursprung zu, um schließlich die Verbindungs- und Ordnungsfunktion katexochen (schlechthin) zu werden, die erst die Freiheit in der Ordnung ermöglicht, welche das Zusammenleben mit anderen und in der Welt in sinnvoller Weise gestattet. Diese Fähigkeit zur Distanzierung von den verschiedenen übrigen Ausgestaltungsbereichen gibt die Möglichkeit, diese zu beherrschen, und zwar um so besser zu beherrschen, je besser wir diese kennengelernt und in der täglichen Erfahrung erlebt haben.

Aber die Ausgliederung zum bewußt Geistigen ist nur ein Bezirk unter anderen. Wir dürfen nicht einem einseitigen Spiritualismus verfallen. Das Ursprungselbst, in dem der ganze Logos des Menschen und dieses bestimmten Menschen potenziell versammelt liegt, kann nicht anders, als in Leib, Affektseele und Geist hinein sinnbestimmend zu wirken. Für Frau Conrad-Martius liegt die Seele auf einer tieferen ontischen Ebene als ihre Ausgestaltungsbereiche in Körper und Geist,

und wir dürfen schon gar nicht die Seele auf den affektiv-emotionalen Bereich einengen, der auch nur ein Ausgestaltungsbereich ist, wenn man ihn auch allgemein als die Psyche ansieht.

Die Seele, hier nun wieder die «objektive» Seele als entelechiales «Seelenprinzip», ist der tiefe ontologische Grund zum Selberkönnen des eigenen Seins, zum «Substanz-Sein», zur Seität. Aber in der geistigen Ausgestaltung dieser seiner Existenz hat der Mensch noch eine Möglichkeit, die der ganzen übrigen Natur fehlt: er kann den im Wesen alles Seienden inkorporierten Sinn verstehen. Dieser «objektive Logos» macht, daß das Seiende etwas Verstehbares ist. Alles Seiende ist verstehbar, sinnvoll, intelligibel. Es ist dies auch, wenn kein menschlicher Geist da ist, der sein «Geistlicht» darauf lenkt. «Omne ens est verum» (alles Seiende ist, insofern es ist, wahr). «Die Wahrheit der Dinge. Sinn und Sein» sind die Titel der letzten Arbeiten im 3. Band der «Schriften zur Philosophie». Es ist der Text eines Seminars in der evangelischen Akademie in Tutzing, in dem sie uns in diese Tiefen geistiger Zusammenhänge hineinführte. Der menschliche Geist kann das Ding an sich erfassen, umfassen, sein Wesen verstehen und bleibt doch in Distanz zu ihm. Der personale Geist des Menschen begegnet dem unpersönlichen «Geist in der Natur», den «objektiven Logoi», die das Wesen und den Sinn alles Seienden begründen. Dadurch ist der Bogen zwischen Natur und Geist gespannt und der beide trennende Abgrund überbrückt.

Aber der Geist gibt dem Menschen auch die Möglichkeit, den Seinssinn zu verkehren. Das ist seine große Gefahr. Trotz aller Möglichkeiten zu geistigem Höhenflug, darf der Mensch den Boden nicht verlieren und muß in die eigene Seinstiefe irdischer Kreatürlichkeit zurückkehren und sich damit abfinden, daß die verschiedenen Ausgestaltungsbereiche seines entelechialen Ursprungselbstes ihm viel zu schaffen machen können. Andererseits dürfen wir nicht nur einen Ausgestaltungsbereich in den Vordergrund stellen, wie dies heute mit dem subjektiv-emotionalen Teil geschieht, dessen Beeinflussung vom Leibselbst her zu wenig berücksichtigt wird. Hier muß man aufpassen, nicht Ursache und Wirkung zu verwechseln, und sehr oft ist es unmöglich zu entscheiden, wer zuerst war, das Huhn oder das Ei.

Folgt man Frau Conrad-Martius in ihrer Schau, dann ist man überrascht, wie diese übereinstimmt mit den Erfahrungen von C. G. Jung, dessen «Selbst» sinngemäß mit dem Ursprungselbst übereinstimmt. Man findet auch Parallelen mit den ontologischen Dynamismen, denen wir ebenfalls in der östlichen Mystik begegnen, wie sie uns zum Beispiel von P. Cyrill von Korvin-Krasinski und von Lama Anagarika Govinda über die tibetische Medizinphilosophie und Mystik dargestellt wurde. Man ist wirklich erstaunt, wie jetzt der Geist des Westens und des Ostens sich begegnen können, und zwar in den Tiefen der die Natur erstellenden Dynamismen.

Aber auch in der analytischen Praxis, soweit sie durch weltanschauliche Nöte notwendig wurde, sieht man, daß gerade diese Probleme der Verbindung mit der eigenen Natur und das Problem von Geist und Natur im Vordergrund steht, und ein neues religiöses Leben dann zu freier Entfaltung kommen kann, wenn die Lösung hier gefunden wurde. Auch hier ist die Verbindung der Psychologie von C. G. Jung mit der Philosophie von Frau Conrad-Martius eine große Hilfe und scheint einem Bedürfnis unserer Zeit zu entsprechen. Auf der anderen Seite eröffnet uns dies ein viel vertiefteres Verständnis für die heutige «Modekrankheit», die neurovegetativen Dystonien, die gar nicht nur psychosomatisch im landläufigen Sinne sind. Doch kann ich hier nicht darauf eingehen. Es soll nur andeuten, daß es sehr wünschenswert und nützlich wäre, wenn möglichst viele sich der nicht leichten Aufgabe unterziehen würden, dieser Schau der großen «Seherin» zu folgen.

Prof. Dr. Albert Jung, Freiburg

Selbstbescheidung der exakten Wissenschaft und der Humanismus

Ein Diskussionsbeitrag

Die Klage darüber, daß das Gespräch zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nach wie vor kaum in Gang gekommen sei, wird immer wieder laut. Gehen Naturwissenschaftler dazu über, geisteswissenschaftliche Äußerungen zu machen, werden sie nicht selten von ihren bisherigen Kollegen als Überläufer ins «andere Lager» betrachtet, während umgekehrt die Geisteswissenschaftler gegen «Übergriffe» in ihr Feld mißtrauisch reagieren. Trotzdem verstummt die Forderung nach einem neuen Humanismus, der aus der von den exakten Wissenschaften getragenen Technik, ja aus dem «PrinzipForschung» selber herauswachsen soll, nicht. Aber wie unter anderem die Gespräche der Paulusgesellschaft, aber auch manche Fernsehdiskussionen beweisen, geht diese Forderung meist an den menschlichen Grundtatsachen Liebe und Tod vorbei, für die hingegen Stimmen aus dem marxistischen Lager neuerdings eine erstaunliche Aufgeschlossenheit zeigen. Von diesen Grundtatsachen wie vom heute immer deutlicher ins allgemeine Bewußtsein tretenden Verlangen nach Menschenwürde scheint ein Universalanspruch der die Technik tragenden exakten Wissenschaften zur Sinndeutung und effektiven Förderung des Humanum in die Schranken gewiesen.

Aber ist dies überhaupt nötig. Rennt man nicht offene Türen ein? Der nachfolgende Beitrag weist in knappem Überblick auf Erkenntnisse und Bekenntnisse auf seiten dieser Wissenschaften selber hin, die als Stufen der Selbstbescheidung zu deuten seien. Gleichzeitig liegt dem Autor, auf dessen Arbeiten über diesen Fragenkomplex schon früher einmal hingewiesen wurde («Orientierung» Nr. 16, 29. Jg. (1965), 'Zur Entmythologisierung des exakten Beweises, S. 183), daran, die historischen Wurzeln dieser Wissenschaften in der humanistischen Tradition des Abendlandes aufzuzeigen. Wir fragen uns freilich, ob nicht die gleich zu Anfang angerufene Parabel von der «Rückkehr ins Vaterhaus» den «verlorenen Sohn» (damit ist offensichtlich der Techniker und Naturwissenschaftler gemeint) abschrecken muß. Hat nicht die Formel von der «Rückkehr» auf einem anderen Gebiet, auf dem unser Autor auch noch bewandert ist, nämlich auf dem der Ökumene, lange Zeit alle Möglichkeiten zur Begegnung verbaut? Wenn schon an diese Parabel erinnert wird, dürfte vielleicht mit noch größerem Recht auf den «älteren Bruder» hingewiesen werden. Wird nicht ihm vorgehalten, daß es ihm an Verständnis für den jüngeren fehlt? Wir meinen, dies sei auch an unsere Adresse gesagt, insofern wir uns als «Geisteswissenschaftler» bekennen und der «alten humanistischen Tradition» verpflichtet wissen. *Die Redaktion*

In unserem Jahrhundert ist die innere Einheit der exakten Forschung – der Grundlage aller Technik – und des im Abendland erblühten Humanismus neu ans Licht gelangt. Mögen auch Menschen einander fremd sein und gar gegeneinander Partei ergreifen, die Sachgebiete, die sie vertreten, gleichen einander und sind Ausformungen der einen Wirklichkeit, in der wir leben. Die exaktwissenschaftliche Methode hat in der Grundlagenforschung jüngster Zeit zu einer Selbstbescheidung gefunden, die nichts Geringeres ist als ihr Wieder-einmünden in die alte humanistische Tradition. Ein verloren geglaubter Sohn ist ins Vaterhaus zurückgekehrt.

Der Vorgang hat sich fern vom Lärm des Tages abgespielt. Nicht einmal allen Naturwissenschaftlern ist er zum Bewußtsein gekommen. In Theologenkreisen weiß man weithin noch nichts davon. Seine Wirkung kann indessen nicht ausbleiben. Er ist ja nicht von Menschen inszeniert. Er ist uns zugewachsen. Die Wirklichkeit selbst hat sich dem forschenden Geist nach einer neuen Seite erschlossen. Die Wissenschaft hat einen grundsätzlichen Fortschritt gemacht. Sie wird nicht wieder dahinter zurückfallen können.

Gemeinsamer Ursprung

In einigen Hinsichten waren übrigens Technik und Humanismus immer eins. Sie waren es von außen gesehen in dem Sinne, daß sie von derselben abendländischen Kulturgemeinschaft entwickelt worden sind. Ja, schon bevor Abendland wurde, haben sie – wenigstens in ihren Keimen – einmal eine gelebte Einheit gebildet. Als Verlängerung der menschlichen Hand

durch Werkzeuge, die der Mensch erdenkt und herstellt, ist Technik so alt wie dieser. In frühen Zeiten hat kein Frommer, er mag nun Heide oder Christ gewesen sein, eine Störung seiner Frömmigkeit darin gefunden, sich selbstverfertigten Werkzeuge zu bedienen.

In ihrer neuzeitlichen Ausprägung aber ist Technik, ebenso wie ihr Boden, die Naturwissenschaften, nirgendwo anders gewachsen als im Schoß des – zutiefst humanistischen – Abendlandes. Auch so sind beide eins. Das Aufkommen der exakten Methode im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war geistesgeschichtlich vorbereitet durch die Wende vom frühmittelalterlichen Symboldenken zum hoch- und spätmittelalterlichen Ursachdenken. Ohne diesen bedingenden Hintergrund wäre jener Durchbruch damals nicht möglich gewesen.

Er selbst, der Durchbruch, war freilich etwas Gewaltiges. Er hat das Lebensgefühl der europäischen Menschheit verändert und sogar ihr Denken in seinen Sog gerissen. Die exakten Wissenschaften eroberten nicht nur die Geister, sondern auch die Herzen. Durch die verführerisch zutage liegende Evidenz ihrer Ergebnisse nicht weniger als durch ihr Gewicht für die Fristung und Gestaltung des Lebens hat die Technik dem abendländischen Menschen gleichsam Ferien von den Rätseln seines Inneren gewährt. Sie bietet uns Hilfen zur Meisterung der Welt, von denen unsere Väter nicht einmal geträumt haben. Sie hat der Welt das Antlitz des Menschen aufgeprägt, so daß dieser sich nun weniger von den unheimlichen Mächten der Natur bedroht als von seinen eigenen Werken gehalten sieht. Zeitbeurteiler machen sich darum Sorge, daß in einer durch Technik hominisierten Welt die Zugänge zum Numinosen verstopft würden.¹ Christliche Prediger meinen, sie müßten die Botschaft Christi in die Begriffsformen der Technik zwingen, wenn sie noch Aussicht haben wollten, den sogenannten modernen Menschen zu erreichen.

Grenzen der exakten Wissenschaft

Warum schauen sie nicht auf die Technik selbst? Warum kümmern sie sich nicht um modernste Entwicklungen in den Wissenschaftszweigen, die die Technik grundlegen? Sie könnten in der exaktwissenschaftlichen Methodologie der Gegenwart Implikationen finden, die ihren Anpassungseifer überflüssig machen. Die heutigen Naturwissenschaften sind wirklich so weit davon entfernt, den Zugang zum Göttlichen zu versperren, daß sich gerade in ihrem Innersten eine neue, bisher nicht gekannte Tür zum Numinosen geöffnet hat. Der Traum gewisser Pioniere, ihre Wissenschaft sei rein «positiv» zu betreiben – sie könne von allem Vorgegebenen freigemacht und in sich geschlossen werden, ist in jüngster Gegenwart gleich von drei Seiten her zerstört worden. Kein Wissender kann heute noch Positivist sein.

► Der erste Stoß für eine sich als Weltanschauung verstehende Wissenschaft lag in der Heisenbergschen Unschärferelation. Was Werner Heisenberg 1927 wissenschaftlich in den Griff bekommen hat, war die Grenze des Messens, also der Methode, auf der alle exakte Wissenschaft beruht. Messen kann man ja nur, wenn das zu Messende der Beobachtung zugänglich ist. Die Bewegung eines fallenden Steines beispielsweise kann nur registriert werden, wenn es hell genug ist. Soll ein Vorgang gemessen werden, so müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein. Nun sind die eine Messung bedingenden Umstände immer gleichzeitig noch etwas anderes. Sie lassen sich nicht auf ihren methodischen Zweck, Beobachtung möglich zu machen, eingrenzen. Indem sie Prozesse sichtbar machen, wirken sie zugleich auf deren Verlauf ein. In diesem Sinne muß naturwissenschaftliche Beobachtung, um sich selbst zu ermöglichen, ihren Gegenstand verändern. Im makrokosmischen Bereich – also etwa wenn es um den fallenden Stein geht – wird dadurch die Genauigkeit der Meßergebnisse

nicht beeinträchtigt. Im mikroskopischen und erst recht im atomaren Bereich ist das anders. Die Maßnahmen, die der Forscher ergreift, um einen Vorgang überhaupt beobachtbar zu machen, bringen Veränderungen des Vorganges mit sich, die sich dessen eigener Größenordnung mehr und mehr nähern. Mit dem genauen Messen ist es also irgendwo zu Ende. Das Ergebnis von Messungen wird von einer gewissen Grenze an unscharf.

Mit dem Vordringen in Schichten der Wirklichkeit, in denen das Messen seine Unschärfe in Kauf nehmen muß, sind die exakten Wissenschaften an eine Grenze gelangt. Das Messungsverfahren reicht nicht beliebig weit; die messenden Wissenschaften also auch nicht. Ihr Gegenstand beginnt ihnen irgendwo zu entschwinden.

Immerhin kann der Naturwissenschaftler als Mensch bereit sein, das Unerforschliche schweigend zu verehren, und dabei doch im Erforschlichen eine Geschlossenheit beanspruchen, die ihn als Wissenschaftler von allem Unexakten unabhängig macht und ihn zugleich – als eine Art Religion – menschlich ausfüllt.

► Tatsächlich hat den Positivisten dieses Ziel vorgeschwebt. Ein in der alten Donaumetropole sich zusammenfindender Kreis von Wissenschaftstheoretikern, der sogenannte *Wiener Kreis*, hat noch vor rund 35 Jahren das Prinzip empirischer Prüfbarkeit aufstellen wollen. Nur was sich in der äußeren Erfahrung nachprüfen ließ, sollte als wissenschaftlich relevant gelten. Was nicht empirisch zu verifizieren war, sollte nicht wahr sein. Lediglich wenn es galt, das empirisch gewonnene Material zu ordnen, sollten «logische Wahrheiten» zugelassen sein, Sätze also, die für ein schlußfolgerndes Verfahren – das in keiner Wissenschaft zu entbehren ist – die Grundlage abgeben, ohne sich doch aus Erfahrung erheben zu lassen; Erfahrung hat es ja immer nur mit Faktischem zu tun. Die «logischen Wahrheiten» werden im System einer Wissenschaft zu Axiomen, nach denen aus Sätzen, die das Material inventarisieren, alle anderen Sätze sich ableiten.

Die Wissenschaft – aus Protokollsätzen, Axiomen und abgeleiteten Sätzen bestehend – hat damit eine imponierende Übersichtlichkeit und eine großartige logische Geschlossenheit. Nein, sie hätte beides, wenn – ja wenn die beanspruchten Prinzipien zu halten wären.

Nun hängt aber schon die Forderung empirischer Prüfbarkeit in dem Sinne in der Luft, daß sie selbst empirisch nicht prüfbar ist. Keine Erfahrung zwingt uns, ausschließlich solches als real gelten zu lassen, das in der Erfahrung gegeben ist. Der Satz, nur das empirisch Verifizierbare sei wahr, ist selbst empirisch nicht zu verifizieren! Es ist jedem unbenommen, ihn anzunehmen. Aber wer sich zu ihm bekennt, ist darin nicht mehr Empiriker. Das ist für eine positivistische Weltanschauung fatal. Das Kriterium der Wissenschaftlichkeit, auf das sie sich stützen möchte, erfüllt den Anspruch nicht, den es selber stellt. Indem die Wissenschaft sich von allem Vorwissenschaftlichen befreien wollte, ist ihre Abhängigkeit davon erst recht ans Licht gekommen. Indem sie sich schließen wollte, hat sie ihre offene Stelle enthüllt.²

► Kurz bevor der Wiener Kreis angesichts solcher Erkenntnisse seine innere Sicherheit verlor, hatte sich eine noch fatalere Einsicht ergeben. Kurt Gödel, ein junger Mathematiker, damals ebenfalls in Wien, hatte sich daran gemacht, Axiomensysteme zu prüfen. Er wandte also seine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Ordnung der Messungsergebnisse und damit dem methodischen Schritt zu, der auf das Einsammeln des Materials folgt. Im Jahre 1931 gelang ihm der überraschende Beweis, daß Axiomensysteme den Aufweis ihrer logischen Widerspruchsfreiheit aus sich selbst nicht erbringen können. Obwohl Grundlage für die streng logische Ordnung alles aus ihm Abgeleiteten, gibt uns ein Axiomensystem keine Handhabe für die Prüfung seiner immanenten Widerspruchsfreiheit. Zum Erweis seiner logischen Geschlossenheit bedarf es

des Rückgriffes auf Zusammenhänge, die in ihm selbst nicht ausgedrückt sind, ihm vielmehr logisch vorausliegen. Was sie leisten sollen – die Garantie lückenloser logischer Konsistenz – das leisten sie für sich selbst gerade nicht.³

Wenn empirische Prüfbarkeit als Prinzip für die Materialgewinnung die Wissenschaft nicht in sich runden konnte, so durfte man an und für sich noch hoffen, die Wissenschaft sei wenigstens in der Materialverarbeitung von nichts Vorgegebenem abhängig. Doch war diese sozusagen letzte Planke der Positivisten schon zerbrochen, ehe sie als solche ergriffen wurde. Methodische Autarkie gibt es nicht. Das war noch vor dem Hinfalligwerden der Forderung auf empirische Prüfbarkeit in Kurt Gödel klar geworden.

*

Wenn der Positivismus einmal als eine wissenschaftlich zwar noch nicht gestützte, aber möglicherweise stützbar Weltanschauung auftreten konnte, so geht das heute nicht mehr. Streng genommen geht es schon lange nicht. Denn schon die Griechen wußten, daß der Mensch mit Vorgegebenem zu rechnen hat. Gerade das aber haben die exakten Wissenschaften nun auf ihrem eigenen Felde entdeckt und mit ihren Mitteln erhärtet. Hier liegt die säkulare Bedeutung der mathematischen und logischen Grundlagenforschung unserer Tage.

Die exakten Wissenschaften bewahren ihre Größe. Sie haben uns einen unerhörten Fortschritt in Kenntnis und Weltbeherrschung gebracht. Sie haben auf ihre Weise das Antlitz der Erde erneuert. Dennoch, ausfüllen können sie den Menschen nicht. Denn sie ruhen nicht in sich.

Die Positivisten selbst bestätigen das. Sie haben die Entwicklung der exaktwissenschaftlichen Methodologie als Zusammenbruch erlebt. Gödels Beweis wurde «mit Bestürzung»⁴ zur Kenntnis genommen. Obwohl für die Forschung ein wesentlicher Fortschritt, wurde er als «schwerer Rückschlag»⁵ empfunden. Denn er zerschlug die menschlichen Hoffnungen, die bis dahin manchen Forschereinsatz beflügelt hatten. Indem die exakte Methode auf ihre eigenen Grenzen stieß, ward der Mensch auf sich selbst zurückgeworfen. Die Rätsel seines Ich standen wieder vor ihm auf, vor ihm, der doch gewähnt hatte, sich davon befreien zu können. Der Ring der Exaktheit erwies sich als ebenso aufgebrochen wie der Mensch selbst.

Werner Heisenberg, der Wiener Kreis, Kurt Gödel haben das Maß unseres Wissens vermehrt. Aber ihre Erkenntnisse haben weit mehr als fachwissenschaftliches Gewicht. Mit ihrem theoretischen Sinn haben sie geistesgeschichtlich Epoche gemacht.

Wilhelm Köster, Göteborg

Anmerkungen

¹ Vgl. Karl Rahner, *Der Christ in der modernen Welt*. In: Römische Reden, Süddeutscher Verlag, München ²1966.

² Sven Krohn, *Der logische Empirismus*, Turku (Finnland) I, 1949, II, 1950.

³ Kurt Gödel, *Über formal unentscheidbare Sätze der «Principia Mathematica»* (von Bertrand Russell) und verwandter Systeme. In der Zeitschrift: *Monatshefte für Mathematik und Physik*, vol. 38, 1931, S. 173 bis 191. – Literatur zu Gödels Beweis: Jean Ladrière, *Les limitations internes des formalismes*, E. Nauwelaerts, Louvain, 1957. – Florent Gaboriau, *L'entrée en métaphysique*, Casterman, Paris-Tournai, 1962

⁴ Ernest Nagel und James R. Newman, *The Theorem of Gödel*. In: *The World of Mathematics*, Bd. V, New York 1956.

⁵ Lancelot Hogben, *Mathematics in the Making*, London 1960.

Bücher

Christen und Juden

Wird die Judenerklärung des Konzils die Wurzeln des Antisemitismus bei den Katholiken ausrotten? Diese Frage stellen heißt die Aufgabe zeigen, die noch ansteht: die Assimilierung des Konzils, die Erziehungsarbeit, die ihm folgen muß. Daß hier der Katechese und der Verkündigung die Hauptlast zufällt, sagt schon der Wortlaut der Erklärung. Sowohl der

Katechet wie der Prediger, aber auch der Gläubige werden daher gerade in der Passionszeit dankbar für jeden Hinweis sein, wie über die Rolle der Juden beim Tode Jesu und über ihre weitere Bestimmung richtig zu denken und zu reden ist. Der *Freiburger Rundbrief* (Geschäftsstelle: Dr. Gertrud Luckner, Freiburg i. Br., Deutscher Caritasverband, Werthmannplatz 4), der sich seit Jahren dem christlich-jüdischen Gespräch widmet, bringt in seiner Ende des Jahres erschienenen Ausgabe 1966 einen ausführlichen Bericht von Dr. Willehad P. *Eckert* O. P. über eine Arbeitstagung von Experten für Katechetik, Pastoraltheologie, Exegese und ökumenische Theologie aus Belgien, Deutschland, Frankreich, Holland, Österreich und der Schweiz über die Darstellung von Juden und Judentum im katholischen Religionsunterricht. Jüdische Teilnehmer äußerten dabei ihre Wünsche, woraus zum Schluß eine Empfehlung resultierte, die im Wortlaut abgedruckt ist. Interessant ist auch eine Studie über die Darstellung des Judentums und Israels in Geschichtsbüchern der Bundesrepublik (mit Leseproben). Unmittelbar auf die Verkündigung in der Passionszeit bezogen sind die Beiträge des Tübinger Neutestamentlers Prof. K. H. *Schelkle* über die «Selbstverfluchung» Israels nach Matthäus 27,23-25 und von Paulus *Gordan* OSB über die Einleitung zur Jeremiaslesung am Samstag nach dem ersten Passionssonntag im römischen Meßbuch und im neuesten deutschen Lektionar: «In jener Zeit sprachen die gottlosen Juden zueinander ...» Dieses zweite Beispiel zeigt deutlich, wie es jedem einzelnen aufgetragen ist, nach dem Vorbild von Papst Johannes des Korrekurstift zu nehmen, nicht willkürlich, sondern gerade in größerer Treue zur Bibel. In diesem Fall muß es heißen: «In jenen Tagen sprachen die Bösen (oder: die Feinde) zueinander.»

Selbstverständlich ist es aber mit solcher Detailarbeit, so wichtig sie sein kann, nicht getan. Die theologische Aufarbeitung unserer Beziehung zu den Juden muß auf breiter Basis erfolgen. Der Rundbrief bietet daher unter dem Titel «Heilsgeschichte und Menschenrecht» einen ausführlich kommentierten Querschnitt durch Konzilsdokumente die als «Background» der Judenerklärung anzusehen sind. Was man der Redaktorin Gertrud *Luckner* vor allem danken muß, ist die überaus sorgfältige Dokumentation. Sehr reichhaltig (60 Seiten) sind auch die Literaturhinweise zu den Sparten Bibel und Theologie, Jüdische Geschichte und Judentum, Christlich-Jüdische Beziehungen, Verfolgung und Widerstand sowie Zionismus und Staat Israel. Das großformatige Heft (gegen einen Unkostenbeitrag von 12 DM erhältlich) entspricht im Textumfang einem Band von über 500 Seiten.

Der wichtigste Mitarbeiter des Rundbriefs, Dr. Willehad P. *Eckert*, hat bereits 1964 zusammen mit Dr. Ernst Ludwig *Ehrlich*, Zentralsekretär der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz, eine Sammlung von Beiträgen unter dem Titel JUDENHASS - SCHULD DER CHRISTEN? (Verlag Hans Driewer, Essen) herausgegeben, zu dem neuerdings ein «Ergänzungsheft» erschienen ist. Die Beiträge stammen von jüdischen und christlichen Autoren, weshalb das Ganze als «Gespräch» vorgestellt wird. Die beiden Herausgeber sind der Überzeugung, daß ein Gespräch mög-

lich sein muß, wissen aber um die fast unüberwindlichen Hindernisse. Diese werden in vier Gruppen zusammengefaßt: 1. religiöse Vorurteile, 2. einstige Interpretation des Alten und Neuen Testaments, 3. das «Teufelsbild», das sich der Volksglaube von den Juden gemacht hat, 4. die totale Entfremdung beider Seiten. Auf Grund dieser Kategorien wurden die Beiträge, die auch kulturhistorische Essays und Reportagen über aktuelle Ereignisse umfassen auf sechs Kapitel verteilt: I. Fragen der Geschichte, II. das Bild der Juden in der Verkündigung, III. das religiös bestimmte Bild vom Juden, IV. Legenden aus dem Haß, V. die Stellung der Kirche zu den Juden im Licht des Konzils, VI. Möglichkeiten und Grenzen des Gesprächs. Aus der Feder von Rabbiner R. R. *Geis* stammt ein besonders fesselnder Aufsatz: «Warum wurde Deutschland von den Juden geliebt?» Wie nirgends, so erfährt man, hat die Judenemanzipation nach der Französischen Revolution zu einem so intensiven und vollkommen neuartigen Geistesleben geführt wie in Deutschland. An der Salonkultur des französischen Rokoko beispielsweise haben die Juden nur spärlich, an der Blüte des Elisabethanischen England gar keinen Anteil gehabt. In Deutschland aber kam es von seiten der Juden zu einem «großen, nicht mehr auszulöschenden Ja» zu den Klassikern. Die Juden stellten berühmte Goethe-Interpreten, Schiller wurde zum Dichter des jüdischen Ostens (man nannte ihn Reb-Schiller) und aus dieser echten deutsch-jüdischen Symbiose erstanden die vielen schöpferischen Kräfte vom Format eines Heinrich Heine, Hermann Cohen bis hin zu Albert Einstein, Karl Marx und Sigmund Freud. Haben sie nicht wesentlich die kulturelle Vorherrschaft Deutschlands im 19. Jahrhundert mitbegründet? Umso tragischer wurde der Hitlerische Judenhaß ...

Doch es geht in dem Buch ja vor allem um den latenten Antisemitismus in der Kirche. Aus dem kunsthistorischen Beitrag über die «Biblia pauperum» im Mittelalter ergibt sich, daß die meisten Christen die vom Judenhaß durchzogenen Vorstellungen übersahen, weil sie ihnen hinsichtlich der Rolle der Juden im Leben Jesu selbstverständlich geworden sind. Was aber die Hohenpriester mit den (im Mittelalter für die Juden vorgeschriebenen) Spitzhüten betrifft (Titelbild des Buches), so ist auch auf Darstellungen hinzuweisen, auf denen der heilige Joseph, symbolisch auf dem Thron Davids sitzend, mit diesem Kopfschmuck - gewiß nicht zur Schande - ausgezeichnet ist.

Aus dem Ergänzungsheft sei vor allem die objektive, zugleich kritische und warmherzige Studie über die Judenerklärung in der letzten Konzilsphase von J. C. *Hampe* erwähnt, die den schönen Titel trägt: «Aber am Morgen ist Freude». Ferner bietet uns der Historiker R. *Lill* vom deutschen historischen Institut in Rom ein kritisches Referat über die seit 1961 erschienen Publikationen über die Haltung der katholischen Kirche dem Nationalsozialismus gegenüber. Interessant ist, was eine katholische Besprechung dieser Studie daraus für Folgerungen zieht: a) daß Pius XII. alles tat, um Menschen zu retten, aber nicht die Verbundenheit des jüdischen Volkes mit der Kirche als solche erkannte; b) daß unter den Christen der ganzen Welt den Juden gegenüber eine Gesinnung herrschte, die es möglich machte, daß die antisemitische Propaganda der Nazipartei und des Faschismus die Christen, sowohl Protestanten wie Katholiken, beeinflussen konnte, so daß der Wille zu wirklichem Widerstand bei der großen Masse schon gelähmt war, bevor dieser einsetzte.» (Mgr. A. C. Ramselaar, Utrecht.) Die Änderung dieser Gesinnung, die noch immer nachwirkt, haben sich der Weltrat der Kirchen und das Konzil gleicherweise zum Ziel gesetzt. Es wird nur durch zähes Bemühen erreicht werden.

Aber auf die Dauer, zumal bei der Jugend, dürfte der Weg der positiven Darstellung unserer Verbindung mit dem jüdischen Volk und der ihm noch immer zugesprochenen Verheißungen wirksamer sein, als die Korrektur negativer Vorstellungen in der Vergangenheit. Die ansprechende kleine Schrift von Hans *Spaemann*, Die Christen und das Volk der Juden (Kösel-Verlag München 1966) weist hier einen guten Weg, der bewußt die ökumenische Gesinnung auf das «Schisma» zwischen Juden und Christen anwendet. Dieses kraftvolle theologisch-geistliche Zeugnis geht vom «erregenden Ereignis» aus, daß Israel «wieder da» ist, daß es sich wieder als Volk in den Blick der Menschheit bringt. Die Heilsweissagungen, die wir früher nur auf uns als «neues Israel» bezogen haben, bekommen wieder ihren unmittelbaren Sinn für das jüdische Volk, zumal wenn wir an die «Heimführung aus allen Orten» denken, wovon Jer 29, 10-14 spricht. Der Autor verschweigt nicht den «Graben» zwischen Juden und Christen, aber es geht ihm um die Brücke, um die liebende Selbstüberschreitung auf den Bruder hin, um die Solidarität in Schuld und Gnade im Geist des Römerbriefs und vor allem um das Verlangen nach dem Austausch, die Hoffnung auf den von Gott her zu erwartenden Zusammenschluß der verlorenen Söhne, weil «erst so das Antlitz der Kirche erneuert wird: das ihrer Urtage, ihrer ersten Liebe, das einer Kirche aus Juden und Heiden».

L. K.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion und Administration (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

Bestellungen: bei der Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842

Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975). - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) - Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz - Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 - Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

Abonnementspreise:

a) Jahresabonnement: sFr. 15.-/DM 16.-/öS 90.-/bfr. 190.-/dän.Kr. 25.-/FF 18.-/Lire 2200.-/USA Dollar 4.-

b) Halbjahresabonnement: sFr. 8.-/DM 8.50/öS 50.-/bfr. 100.-/dän.Kr. 13.-/FF 10.-/Lire 1200.-

c) Gönnerabonnement: sFr. 20.-/DM 20.-/usw.

d) Studentenabonnement: jährlich wie Halbjahresabonnement (für alle Länder).